



Abb. 1: Innsbruck, Jesuitenkirche zur hl. Dreifaltigkeit, Sternmuster in der Vierung. Foto: Heimatwerbung Tirol/Egon Wurm.

# HISTORISCHE BÖDEN IN TIROLER SAKRALBAUTEN

## Vom frühmittelalterlichen Lehm Boden bis zum ornamentalen Fliesenboden des Historismus

Reinhard Rampold

### ABSTRACT

As well as walls and roofs, floors are integral elements of historical buildings. They are a part of the architectural concept and very important for the entire space effective. Nevertheless, in the past, historical floors have not been considered important by the national heritage agency and art historical research, that's the reason why we had no scientific employment with this matter in the Tyrol until today.

The range of preserved and archaeologically detectable pavements in religious buildings in the Tyrol is huge. It ranges from mashed clay soils in early Christian buildings, simple smoothed mortar floors from the Romanesque and Gothic times, glazed brick floors from the Renaissance period, natural stone jewellery floors from the Baroque and Classicism, wooden floors with simple field segmentation or inlays up to coloured concrete slabs or printed floor tiles from the time of historicism.

This attempt at a short overview shows the great variety of historical floors in religious buildings in the Tyrol. The different materials and artistic designs illustrate how technology and style developed from the early Middle Ages until the epoch of historicism. Historical floors are not only an integral component of sacred monuments, but also part of their art historical development.

Zu den elementaren Bestandteilen historischer Bauwerke gehören neben Mauern und Dächern auch die Böden, die einen integrierenden Bestandteil des architektonischen Gesamtkonzeptes bilden und von großer Bedeutung für die Raumwirkung sind. Trotzdem wurde den historischen Böden seitens der Denkmalpflege und kunstgeschichtlichen Forschung in der Vergangenheit wenig Beachtung geschenkt, was sich, auch in Tirol, in zahlreichen Verlusten an Originalsubstanz niederschlug. Erst in jüngster Zeit wurde die Bedeutung historischer Böden erkannt und ein Umdenkprozess eingeleitet, der zu einem sensiblen Umgang mit dieser Materie führte. Mit besonderer Sorgfalt widmet man sich heute der Erhaltung historischer Estrich-, Ziegel-, Stein- und Holzfußböden, der Frage eines diffusionsoffenen Bodenaufbaues und historischen Vorbildern entsprechendem, aus der Region stammendem Material für neu zu verlegende Böden.

Die Bandbreite erhaltener bzw. archäologisch nachweisbarer Böden in Tiroler Sakralbauten ist groß. Sie reicht von gestampften Lehm Böden in frühchristlichen Bauten über einfache, geglättete Kalkestrichböden aus romanischer und gotischer Zeit, glasierte Ziegelböden aus der Renaissance, Naturstein-Schmuckfußböden aus dem Barock und Klassizismus, Holzböden mit einfacher Felderteilung oder Intarsien bis zu gefärbten Betonplatten und bedruckten Fliesen aus der Zeit des Historismus.

## DER LEHMBODEN

Die einfachste Art einen Boden vor Ort mit geringem Kostenaufwand herzustellen ist der Lehm Boden, dessen Herstellung an örtliche Lehmvorkommen gebunden war. Für nur mehr archäologisch nachweisbare frühchristliche Holzkirchen nimmt Sydow<sup>1</sup> in seiner Publikation über Kirchengrabungen in Tirol und Vorarlberg an, dass im Allgemeinen Lehm Böden eingebracht wurden. Ein entsprechender, unpublizierter Befund scheint in der 788 erstmals urkundlich erwähnten Filialkirche zum hl. Briccius in Radfeld vorgelegen zu haben, vorromanisch war auch eine Lehmschicht in der alten Pfarrkirche zum hl. Laurentius in Stans bei Schwaz, deren Oberfläche durch die Rollierung des romanischen Estrichs gestört war. Nach dem frühen Mittelalter sind Lehm Böden selten, zwei Beispiele aus der frühen bzw. späten Romanik ließen sich noch in der alten Pfarrkirche zum hl. Laurentius in Stans bei Schwaz und der Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Pfaffenhofen nachweisen.<sup>2</sup>

## DER KALKESTRICH

Als Estrich, althochdeutsch „esterih“, griechisch „óstrakon“ (Scherbe, irdenes Täfelchen), lateinisch „astracum“ (Pflaster) bezeichnet man den Aufbau eines Fußbodens als Untergrund für Fußbodenbeläge oder einen fertig nutzbaren Boden, der auch als Nutzestrich oder Sichtestrich bezeichnet wird. Je nach Material und Herstellung haben die Estriche, die bereits in Ägypten und Rom hergestellt wurden, verschiedene Namen. Im Tiroler Sakralbau war der einfache Kalkestrich, bestehend aus Kalk, Sand und verschiedenen Zuschlagstoffen, Jahrhunderte hindurch das charakteristische Bodenmaterial, aufwändigere Gestaltungen wie der Kalk-Terrazzo-Boden finden sich erst im Barock. Das Material

wurde vor Ort gemischt, die anfänglich weiche, mehr oder weniger rasch aushärtende mörtelartige Masse dann fugenlos auf einer entsprechenden Rollierung eingebracht.<sup>3</sup>

Die Böden frühmittelalterlicher Steinkirchen bestanden bereits aus einer stärkeren Rollierung, über die eine dünne, meist nur in geringen Resten erhaltene weiche Mörtelschicht eingebracht wurde. Dieses System des Bodenaufbaus wurde auch in der frühen Romanik angewandt, erst ab dem späten 12. Jahrhundert wurden Rollierung und Estrich wesentlich stärker. Die bereits seit der Spätantike bekannte Bettung der Rollierung in eine Lehmschicht (Martinskapelle bei Zirl) ist vereinzelt auch für das frühe Mittelalter (Pfarrkirchen Maria Himmelfahrt in Münster und hll. Petrus und Paulus in Vomp) belegt.<sup>4</sup> Der Putz auf der Innenwand reichte entweder deutlich unter die Oberkante des zugehörigen Estrichs oder band diesen mit ein. Die erste, bereits in römischer Zeit angewandte Variante kommt in Tirol noch bei frühchristlichen Kirchen (Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Oberlienz) vor und wurde dann erst in der späten Romanik wieder verwendet. Vom frühen Mittelalter bis in die hohe Romanik war dagegen die zweite Lösung gebräuchlich, bei der Wandputz und Estrich gleichzeitig eingebracht wurden.<sup>5</sup> Vor allem in mittelalterlichen Kapellen aus der Romanik und Gotik ist dieser Boden heute noch erhalten, während er bei größeren Sakralbauten meistens der Barockisierung der Kirche zum Opfer fiel, häufig jedoch noch archäologisch nachzuweisen ist.

Gleich mehrere Schichten eines Estrichbodens konnten in den Jahren 2012/2013 im Zuge einer archäologischen Grabung in der Pfarrkirche von Landeck festgestellt werden, die in ihrer heutigen Erscheinung als dreischiffige basilikale Anlage in spätgotischer Zeit entstand (das Langhaus wurde 1493, der Chor 1521 geweiht). Für den entdeckten ersten frühchristlichen Bau (er wird in das 5. bis 6. Jahrhundert datiert) fehlt ein Befund, der zweite frühchristliche Bau

<sup>1</sup> Sydow, Wilhelm: Kirchenarchäologie in Tirol und Vorarlberg. Die Kirchengrabungen als Quellen für Kirchen- und Landesgeschichte vom 5. bis ins 12. Jahrhundert, Fundberichte aus Österreich (= Materialheft A 9), Wien 2001, S. 136f.

<sup>2</sup> Sydow: Kirchenarchäologie (wie Anm. 1), S. 136f.

<sup>3</sup> Wihr, Rolf: Fußböden, Stein, Mosaik, Keramik, Estrich. Geschichte, Herstellung, Restaurierung, München 1985, S. 14.

<sup>4</sup> Sydow: Kirchenarchäologie (wie Anm. 1), S. 137.

<sup>5</sup> Sydow: Kirchenarchäologie (wie Anm. 1), S. 140.



Abb. 2: Landeck, Pfarrkirche Maria Himmelfahrt, romanischer und gotischer Estrichboden während der Kirchengrabung. Foto: Firma Talpa GnbR.

zeigte einen dünnen Kalkmörtelestrich auf Steinrollierung, ebenso der gotische Neubau.<sup>6</sup>

Zu den ältesten Tiroler Sakralbauten, in denen sich ein Kalkmörtelestrich bis heute erhalten hat, zählt auch die um 1139/41 datierte Leonhardskapelle in Nauders, ein romanischer Saalbau mit eingezogener Rundapsis, gotischer Holzdecke und romanisch-gotischer Ausmalung, deren Langhaus und Apsis noch zur Gänze einen Kalkmörtelestrichboden aufweist. Ob der Estrich noch aus der Bauzeit oder aus der Gotik stammt, wurde bislang nicht überprüft. Fest steht jedenfalls, dass er immer wieder ausgebessert wurde und sich so über Jahrhunderte erhalten hat.

Ein spätromanischer (1. Hälfte des 12. Jahrhunderts, Umbau Mitte des 13. Jahrhunderts) und ein gotischer (1430, der Chor 1498 erhöht) Estrich wurden 2005 anlässlich einer archäologischen Grabung auch in der Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Untermieming nachgewiesen, die 1890/91 als dreischiffige neugotische Hallenkirche neu erbaut wurde.<sup>7</sup> Über einen romanischen Estrichboden verfügte auch die aus spätromanischer Zeit stammende und Ende des 13. Jahrhunderts erbaute Kirche unter der Linde in St. Georgenberg. Dieser einschiffige Bau mit polygonalem Chorschluss wurde um 1475 gotisiert, 1754 barockisiert und zuletzt historistisch umgestaltet (1878–1882), bevor er in den Jahren 1971–1975 purifiziert wurde. Im Zuge der letzten umfassenden Restaurierung der Kirche zwischen 2011 und 2014 wurde auch eine bauhistorische Untersuchung und archäologische Grabung durchgeführt, die konkrete Hinweise zur Geschichte der Kirchenböden lieferte. Der romanische Estrichboden, der ohne Stufe vom Langhaus in den Chor durchlief, wurde über eine sorgfältige Steinrollierung aus kleinen Bruchsteinen gelegt und verfügte über eine Schichtstärke von ca. 5 cm. Als die Kirche in gotischer Zeit eingewölbt wurde, wurde das Presbyterium erhöht und mit einem neuen, nicht mehr eindeutig nachweisbaren Boden versehen.<sup>8</sup>

Die jahrhundertelange Verwendung von Kalkmörtelestrichböden als Sichtestrich dokumentiert auch die Kirche zum hl. Johannes dem Täufer in Assling im Osttiroler Pustertal, ein kleiner, urkundlich 1602/03 als Stiftung von Hans Kemper errichteter Sakralbau mit Rundapsis und Sternrippengewölbe. Der bauzeitliche Estrich ist sowohl im Langhaus als auch im durch eine Stufe abgesetzten Chor zur Gänze erhalten und wurde im Zuge der letzten Innenrestaurierung im Jahre 2011 nach Abnahme des sekundär aufgetragenen Cottobodens fachgerecht ausgebessert und konserviert. Nutzungsbedingt (der Sakralbau dient heute als Aufbahrungskapelle) wurde im

<sup>6</sup> Pöll, Johannes: Frühchristliche Kirche, frühmittelalterliche Gräber und ein spätmittelalterliches Adeligengrab. Zu den archäologischen Ausgrabungen in der Pfarrkirche Landeck 2012 bis 2013, in: Kath. Stadtpfarramt (Hg.): Festschrift zum 1.500-Jahr-Jubiläum der Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Landeck, Landeck 2016, S. 14ff.

<sup>7</sup> Pöll, Johannes: Zur Baugeschichte. Die archäologischen Grabungen im Jahr 2005, in: Kath. Stadtpfarramt (Hg.): Festschrift zur Renovierung der Pfarrkirche „Zu Unserer Lieben Frau Mariä Himmelfahrt“ in Untermieming 2003 bis 2006, Innsbruck 2006, S. 16ff.

<sup>8</sup> Senfter, Tamara: Die Lindenkirche in St. Georgenberg – Ergebnisse der archäologischen Untersuchung, in: Rampold, Reinhard (Hg.): Die Lindenkirche in St. Georgenberg. Geschichte. Archäologie. Bauforschung. Restaurierung, Innsbruck 2015, S. 33ff.



Abb. 3: Assling, Kirche hl. Johannes in Mittewald, renaissancezeitlicher Kalkmörtelestrich. Foto: BDA Wien/Bettina Neubauer.

Betraum ein Holzboden, unter dem der Estrichboden erhalten blieb, verlegt, während der Estrich im Chor sichtbar blieb. Als Beispiel dafür, dass Kalkestriche auch noch im Barock als Sichtestriche verwendet wurden, kann auf den Boden in der Halle im ersten Obergeschoß des Widums von Fügen verwiesen werden, der 1703 datiert ist. Der mehrfarbig (Ocker gebrannt, Ocker natur und Schwarz) ausgeführte polierte Estrich zeigt im Zentrum einen oval gerahmten Stern, während die Ecken durch Viertelkreise mit radial gesetzten Blütenblättern akzentuiert werden. Ein weiterer ornamental gestalteter Kalkestrichboden findet sich im



Abb. 4: Stams, Stift Stams, Bernardisaal, gewachster Mörtelestrich aus dem Barock. Foto: Reinhard Rampold.

Bernardisaal im Fürstentrakt des Zisterzienserstiftes Stams, dessen Bau im Zuge der Barockisierung der Stiftsanlage in den Jahren 1692–1697 begonnen, 1719–1724 durch Georg Anton Gumpf weitergeführt und vollendet wurde. Der als Mittelrisalit vorspringende, 1722 durch Michael Hueber und seinem Gehilfen Anton Zoller freskierte, Bernardisaal besitzt einen polierten Kalkestrichboden, der ein Muster mit großen weißen und roten Achtecken zeigt, die durch kleine schwarze Quadrate verbunden werden und einen Marmorboden imitieren. Nach beinahe drei Jahrhunderten zeigte der außergewöhnlich gut erhaltene Kalkestrich zwar Risse und Abriebschäden, war jedoch noch in einem festen Zustand. Im Zuge der Restaurierung des Bernardisaales wurde 2007 auch der Kalkestrich konserviert. Die notwendigen Maßnahmen betrafen die Reinigung und das Öffnen sämtlicher Risse und Fehlstellenbereiche, die mit einem speziellen, mit Ziegelmehl versetzten, teils mit frischem, farblich auf den Bestand abgestimmten Kalkmörtel, verschlossen wurden. Die durch den Abrieb verlorene Felderteilung wurde teilweise durch aufgemalte Ritzungen lesbar gemacht, auf eine Wiederherstellung der ursprünglich sehr kräftigen Farbigkeit jedoch verzichtet. Abschließend wurde der Estrichboden durch Verseifung wasserabweisend und erhielt zugleich wieder den charakteristischen seidigen Glanz, der ihn auszeichnete.<sup>9</sup>

<sup>9</sup> Amt der Tiroler Landesregierung (Hg.): Kulturberichte aus Tirol 2009. Denkmalpflege in Tirol. Jahresbericht des Bundesdenkmalamtes 2007 (= 61. Denkmalbericht), Innsbruck 2009, S. 68.

## ZIEGELBÖDEN

Sehr verbreitet waren im Mittelalter und im Barock auch Bodenbeläge mit quadratischen Ziegelplatten, die in der Regel vor Ort produziert wurden. Im 1273 durch Elisabeth von Wittelsbach, die in zweiter Ehe mit Meinhard II. von Görz-Tirol vermählt war, zum Gedächtnis an ihren in Neapel hingerichteten Sohn Konradin und als Familiengrabstätte der Tiroler Landesfürsten gestifteten Zisterzienserstift Stams, haben sich museal gotische Ziegelplatten aus dem Kreuzgang erhalten, die in das 14. Jahrhundert datiert werden. Die gebrannten, unglasierten quadratischen Platten (ihr Maß beträgt 40x40 cm) zeigen reichen geometrischen und floralen



Abb. 5: Stams, Stift Stams, gotische Ziegelplatten aus dem mittelalterlichen Kreuzgang. Foto: Reinhard Rampold.

Dekor mit Kreisen und Tierdarstellungen. Innerhalb eines großen, gepunkteten Kreises finden sich mehrere mit Blumen besetzte Ringe und im Zentrum ein leerer Kreis, von welchem Akanthusblätter ausgehen. Eine weitere Platte zeigt im inneren Kreis vier fünfzackige Sterne, im äußeren wieder einen Kranz von stilisierten Akanthusblättern und ist zudem mit dreipassförmigen Ornamenten verziert. Erhalten haben sich auch kleinere Ziegelplatten (im Format 15x15 cm), deren eingetiefte Innenflächen ein Muster zeigen, bei dem kleine Kreise, aus denen Blumen herauswachsen, mit der Darstellung eines gekrönten Löwen wechseln, der von einem Kreis umrahmt wird, dessen Ecken Dreiblätter aufweisen. Ein weiterer Typus erhielt seine Muster durch noch stärker stilisierte Blätter und Sterne, breite Spitzen und Zickzack-Linien, breitrandige Kreise und Linien eingepresst.

Die Stamser Ziegelplatten zählen zu den wichtigsten Dokumenten mittelalterlicher Schmuckfußböden in Tirol, vergleichbare Beispiele haben sich im Prämonstratenser-Chorherrenstift Wilten (heute teilweise sekundär in der nach Kriegszerstörung wiederaufgebauten Bartlmäkapelle verlegt), in der Pfarrkirche von Marling im Burggrafenamt und in der Ulrich- und Afracirche in Thaur erhalten.<sup>10</sup>

Ein Beispiel eines verschiedenfarbig glasierten, ornamental angelegten Ziegelbodens findet sich auf der Orgelempore



Abb. 6: Innsbruck, Kapelle hl. Bartholomäus, sekundär verlegte gotische Ziegelplatten aus dem Stift Wilten. Foto: Reinhard Rampold.

<sup>10</sup> Caramelle, Franz: Die Gotik in Stams, in: Stift Stams (Hg.): 700 Jahre Stift Sams 1273–1973, Stams 1973, S. 27f.



Abb. 7: Innsbruck, Hofkirche hl. Kreuz, glasierter Ziegelboden aus der Renaissance. Foto: TLM Hofkirche/Gerhard Watzek.

der Innsbrucker Hofkirche zum hl. Kreuz. Diese wurde nach Entwürfen des Trientiners Andrea Crivelli durch die Hofbaumeister Niclas Thüring d. J. und Marx della Bolla in den Jahren 1553–1563 errichtet und präsentiert sich als dreischiffige Hallenkirche mit ursprünglich spätgotischem, um 1700 barock stuckiertem Rippengewölbe und birgt mit dem Grabmal Kaiser Maximilians I. das bedeutendste Denkmal der europäischen Sepulkralkunst. Der in die ferdinandeische Zeit (um 1560/70) datierte Boden ist geometrisch gegliedert und weist im Randbereich rautenförmige Platten auf, während sich das Muster im Zentrum des Bodens, das diagonal gegliedert ist, zu Rautensternen steigert. Die ursprüngliche Glasur der Ziegelplatten (Grün, Gelbocker, Blau) hat sich durch Abrieb nur im Randbereich erhalten, vermittelt jedoch noch immer einen Eindruck der einstigen Schönheit des Bodens. Laut Österreichischer Kunsttopographie soll sich der offensichtlich mehrfach veränderte Boden ursprünglich im Schloss Ambras befunden haben und erst sekundär in der Hofkirche verlegt worden sein.<sup>11</sup>

Ein fragmentarisch erhaltener bzw. über Negativabdrücke im Mörtelbett nachweisbarer barocker Ziegelboden konnte im Zuge der 2011 durchgeführten archäologischen Grabung auch für die bereits erwähnte mittelalterliche Kirche Maria

unter der Linde auf dem Georgenberg belegt werden, wo Ende des 16. bzw. zu Beginn des 17. Jahrhunderts im Bereich des Mittelganges, des Westeinganges und vor der Chorstufe ein neuer Boden eingebracht wurde. Die zeitliche Einordnung des Ziegelbodens wurde durch den Fund einer Münze aus dem Bodenunterbau erleichtert, bei der es sich um einen 1597 geprägten Groschen aus Schaffhausen in der Schweiz handelte.<sup>12</sup> Die 30x30 cm großen Platten wurden diagonal im versetzten Verband verlegt, die Platten der folgenden Reihe jeweils um 1/3 der Plattenbreite versetzt.

Einfache, im diagonalen Verband verlegte quadratische Ziegelplatten finden sich in der Vorhalle und im Chor der 1664 als Zentralbau errichteten Kalvarienbergkapelle zur Schmerzhaften Mutter Maria in Innsbruck-Arzl und in der um 1680 erbauten Kapelle Mariahilf in Bogen bei Tannheim, einem einschiffigen Bau mit eingezogenem Chor und sekundär erneuertem Tonnengewölbe. In der Sakristei der urkundlich 1666 erbauten Kapelle Mariae Opferung in Untergarten in der Gemeinde Lermoos wurden einfache Ziegel im versetzten Verband verlegt.

## NATURSTEINBÖDEN

Natursteinböden finden sich in Tiroler Sakralbauten in der Regel erst seit dem späten Mittelalter und wurden üblicherweise nur dort verlegt, wo sich in der Nähe auch Steinbrüche mit geeignetem Material fanden.

Ein besonderer Rang unter den für Bodenplatten verwendeten Werksteinen kommt jenen zu, die gemeinhin als „Marmor“ bezeichnet werden. Maßgeblich dafür ist die Schleifbarkeit bzw. Polierfähigkeit des Materials. So werden im allgemeinen Sprachgebrauch als auch in der kunsthistorischen Forschung alle geschliffenen Kalksteine als „Marmor“ bezeichnet, während für die wissenschaftliche Charakteristik des Kalks oder Dolomits als Marmor die Kristallinität entscheidend ist. Beim überwiegenden Teil der heimischen

<sup>11</sup> Felmayer, Johanna: Hofkirche, Franziskanerkloster und Neues Stift, in: Bundesdenkmalamt (Hg.): Die Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck: Die Hofbauten (= Österreichische Kunsttopographie XLVII.), Wien 1986, S. 273.

<sup>12</sup> Senfter: Die Lindenkirche in St. Georgenberg – Ergebnisse der archäologischen Untersuchung (wie Anm. 8), S. 37ff.

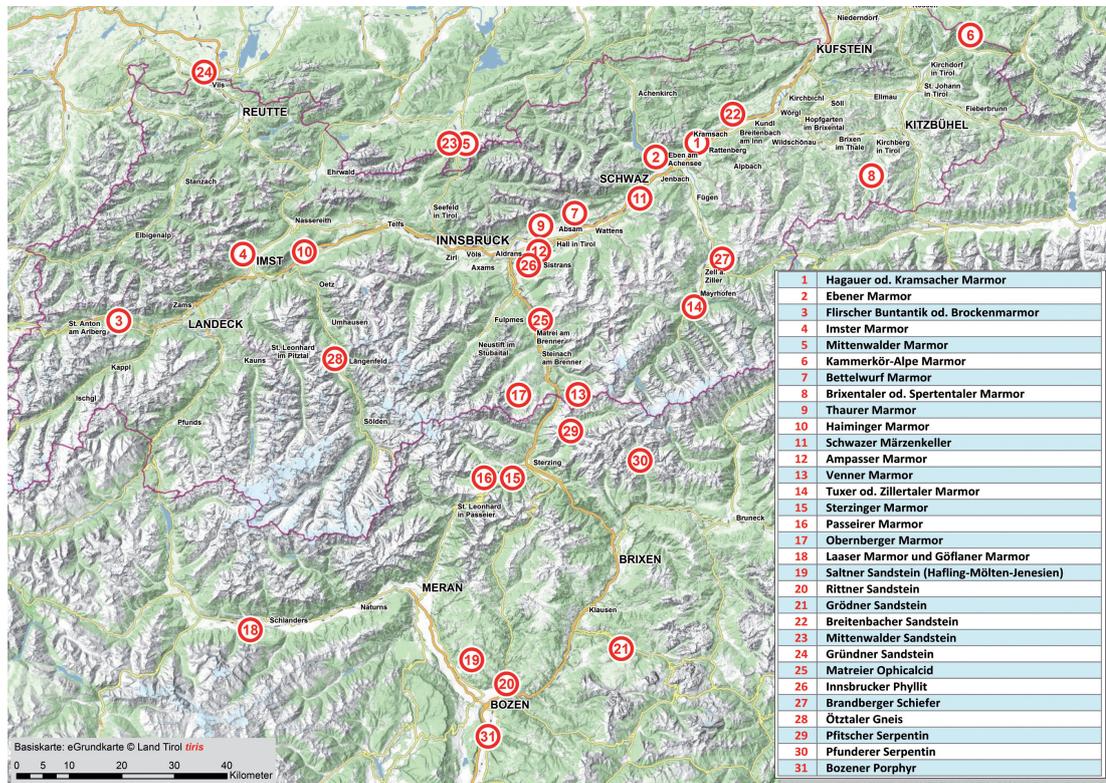


Abb. 8: Kartierung der für Bodenplatten verwendeten Natursteinvorkommen in Tirol und im angrenzenden Raum. Kartierung: Mag. Hannes Niedertscheider.

„Marmore“ handelt es sich um nichtkristalline Gesteine, während als eigentliche Marmore nur der Ampasser, Venner, Tuxer, Spertentaler, Sterzinger (und Passeirer, Anm.), Obernberger und Laaser (und Göflaner, Anm.) Marmor angesehen werden.<sup>13</sup>

Historische Böden wurden durch das Zusammenlegen zweier Natursteinplatten, zwischen die Sand als Schleifmittel gestreut wurde, feingeschliffen. Für echte Polituren verwendete man Zinnsasche und Schwefelblüte (z. B. im Spanischen Saal im Schloss Ambras in Innsbruck), für sogenannte falsche Polituren unterschiedliche Firnisse.<sup>14</sup>

Zu den bekanntesten Tiroler Pseudomarmoren zählt der sogenannte Hagauer Marmor aus dem Rofangebirge, der aus einem Bergsturz in der Hagau zwischen Kramsach und Münster abgebaut wird. Er ist ein sogenannter Breccienmarmor bzw. eine Kalkbreccie, die aus verschiedenen großen, durchaus eckigen beige, rosafarbenen bis hin zu orangefarbenen Bruchstücken besteht, die durch spärliche rote Bindemittel zu einem Gestein verbunden werden.<sup>15</sup> Seit dem Mittelalter fand dieses Gestein sowohl in der Bauplastik als auch als Bodenplatte im Raum Innsbruck und im mittleren Inntal weite Verbreitung.

<sup>13</sup> Klebelsberg, Raimund von: Tiroler Werksteine, in: Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum (= Festschrift zu Ehren Prof. Dr. Heinrich Hammer's, Bd. 20/25, Jahrgänge 1940/45), Innsbruck 1947, S. 253.

<sup>14</sup> Freundliche Mitteilung von Restaurator Peter Kuttler.

<sup>15</sup> Klebelsberg: Tiroler Werksteine (wie Anm. 13), S. 253.



Abb. 9: Beiger und rosafarbener Kramsacher bzw. Hagauer „Marmor“. Foto: Peter Kuttler.



Abb. 10: Flirscher Buntantik oder Brockenmarmor. Foto: Reinhard Rampold.

Neben dem bekannten Hagauer Marmor verfügte Tirol aber noch über eine Vielzahl an lokalen Werksteinvorkommen, die zumeist bis ins 19. Jahrhundert genutzt wurden und den heimischen Bedarf deckten. Ein ähnliches Erscheinungsbild zeigt der einst oberhalb von Maurach am Achensee abgebaute hellrote, mit weißen Adern versehene Liaskalkstein, der für den Bau der Notburgakirche in Eben am Achensee verwendet wurde.<sup>16</sup> Dem Kramsacher Marmor ähnlich ist auch der rötliche sogenannte „Flirscher Buntantik“ oder „Flirscher Brockenmarmor“, der an den Abhängen der

Eisenspitze bei Flirsch und in der Muttekopfgruppe oberhalb von Imst vorkommt.<sup>17</sup>

Zu dieser Gruppe zählen der auch in Tirol verwendete „Mittenwalder Marmor“, der dem Kramsacher Marmor sehr ähnliche, rosafarbene Marmor von Steeg und Häselgehr im Tiroler Lechtal und der rötlichviolette, weiß geaderte Marmor vom Abhang des Bettelwurfs oberhalb von St. Martin in Gnadenwald.<sup>18</sup> Auch im Tiroler Unterland finden sich rötliche Marmore, die regional als Werkstein verwendet wurden. In den Wildschönauer Schiefer- und Kitzbüheler Alpen wurde der Brixentaler oder Spertentaler Marmor (auf der Streichenalpe und an den Abhängen des Gerstinger Jochs südwestlich von Aschau), abgebaut, ein Dolomitmarmor, der für Bildhauerarbeiten verwendet wurde.<sup>19</sup> Ein weiterer Rotmarmor (der dem Loferer Marmor entspricht) wurde auf der Kammerköralpe nordöstlich von Waidring gebrochen.

Schon im Tiroler Landreim von 1558 wird ein „Thaurer Märbel gar schwarz/mit durchzogenen Strichen weiß wie Quarz“ erwähnt, der zu einer Gruppe dunkler, fast schwarzer „Marmore“ zählt. Solche dunklen Kalke treten in mehreren Horizonten in der nordalpinen Trias-Formation, besonders in der mittleren, der sogenannten Muschelkalk-Abteilung, auf und wurden auch am Martinsbühel bei Zirl und am Thaurer Schlossberg als „Marmor“ abgebaut. Ein schwarzer, nach dem Urteil eines Zeitgenossen „mehr mausfarbener“, Marmor wurde im 18. Jahrhundert auch in den Steinbrüchen von Vinaders im Wipptal gebrochen.<sup>20</sup>

Ein anderes Muschelkalkgestein sind der „Haiminger Marmor“ und der „Imster Marmor“, mittelgraue, teilweise rötlich angelaufene Kalksteine, die in den Steinbrüchen oberhalb von Haiming und Imst gebrochen wurden.

Ein Pseudomarmor ist auch der sogenannte „Märzenkeller“, ein östlich von Schwaz abgebautes Dolomitgestein, das vor allem als Baumaterial für die Schwazer Pfarrkirche und die Friedhofskapelle verwendet wurde.

<sup>16</sup> Walsler, Johann: Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Notburga Eben. Die Naturwerksteine des Kirchenbaues und ihre Herkunft, o. O. u. J., S. 8.

<sup>17</sup> Klebelsberg: Tiroler Werksteine (wie Anm. 13), S. 254.

<sup>18</sup> Klebelsberg: Tiroler Werksteine (wie Anm. 13), S. 255.

<sup>19</sup> Klebelsberg: Tiroler Werksteine (wie Anm. 13), S. 257.

<sup>20</sup> Klebelsberg: Tiroler Werksteine (wie Anm. 13), S. 255f.

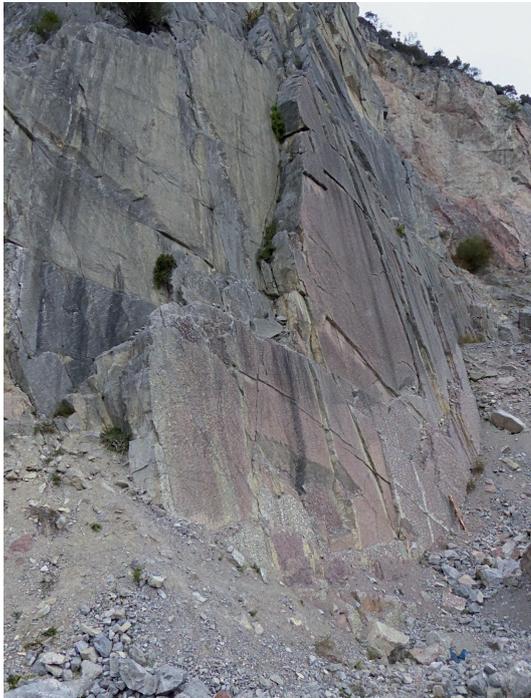


Abb. 11: Haiminger Marmor. Foto: Raimund Walser.

Zu den eigentlichen Marmoren zählen der Ampasser, Venner, Zillertaler, Obernberger, Sterzinger, Passeirer, Laaser und Göffaner Marmor. Der Ampasser Marmor, ein blaugrau gebänderter Kalkstein, stammt aus dem südlichen Innsbrucker Mittelgebirge, der leicht blaugraue Venner Marmor aus dem Venntal, einem Seitental des Wipptales. In der gleichen geologischen Lage tritt der Tuxer oder Zillertaler Marmor auf, der jedoch im Korn feiner und dunkler (dunkelblaugrau) ist. Ein hochwertiger, sowohl für Bodenplatten (im Spanischen Saal auf Schloss Ambras) als auch für Bildhauerarbeiten verwendeter heimischer Marmor ist der Obernberger Marmor, den 1567 Alexander Colin als Ersatz für Carrara-Marmor gefunden haben soll. Ein allgemein bekannter Marmor ist auch der Sterzinger Marmor, der im Verband des kristallinen Schiefers liegt und seit dem Mittel-



Abb. 12: Laaser Marmor. Foto: Peter Kuttler.

alter als Werkstein und Material für bildhauerische Arbeiten bei Ratschings gebrochen wurde. Heute wird dieser Stein nicht mehr abgebaut und durch einen an der Südseite des Alpenhauptkammes bei Sand in Passeirer vorkommenden weißen Marmor ersetzt. Als höchstwertiger Werkstein Tirols gilt der besonders reine und widerstandsfähige Laaser Marmor, ein feinkörniger Kalkmarmor, seltener Dolomitmarmor, der in dicken Lagen in der Vinschgauer Schieferzone auftritt und am Jennmassiv, im Laaser Tal und am Göffaner Berg bei Schlanders gebrochen wird.<sup>21</sup>

Nicht vergessen werden darf in diesem Zusammenhang auch auf die heimischen Sandsteine, die in der Bauplastik und als Bodenplatten Verwendung fanden. In Südtirol gibt es Sandsteinvorkommen auf den Höhen von Hafling-Möltene-Jenesien und am Ritten sowie in Gröden, die als Grödner und Rittner Sandstein in den Handel gelangten.<sup>22</sup> In Nordtirol gibt es Sandsteinvorkommen in Breitenbach am Inn, im Innsbrucker Raum fand auch der Mittenwalder Sandstein Verwendung, im Außerfern der Gründner Sandstein aus der Gegend zwischen Pfronten und Füssen im Allgäu. Als Bodenmaterial verwendet wurde auch der Matreier Ophicalcit, der ein grünliches bis violettrottes, von weißen Adern durchzogenes Farbenspiel zeigt und bei Pfons im Wipptal abgebaut wurde. In Lans wurde der Innsbrucker

<sup>21</sup> Waldner, Franz: Laaser Marmor. Südtirols edelster Naturstein, Bozen 2008, S. 12.

<sup>22</sup> Kleblsberg: Tiroler Werksteine (wie Anm. 13), S. 252f.

Phyllit abgebaut, dessen Farbenspektrum von grün bis weiß reicht. Im Zillertal wurde der Brandberger Schiefer gebrochen, im Ötztal der Ötztaler Gneis.

In Pfitsch und Pfunders wurde ein grüner, bunt gefleckter Serpentin abgebaut. Der grüne „Pfundener Marmor“, zu Beginn des 18. Jahrhunderts vom geistlichen Hofkammersekretär J. B. Piazza entdeckt, stand damals in hohem Ansehen und es wurden davon „ville tausend Zentner weit und breit in Bayern, Wien, Speyr u. s. verführet und villes Geldt in das Tal gebracht“.<sup>23</sup> Um Bozen wird seit dem Mittelalter der Bozner Porphyr abgebaut und als Baumaterial und Werkstein verwendet. Die einfachsten Natursteinböden wurden aus Bachkoppfen bzw. Bachkieseln hergestellt, wie in der noch aus dem



Abb. 13: Zirl, Kalvarienbergkapelle, spätbarocker Bachkieselboden. Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 14: Biberwier, Kapelle hl. Rochus und Sebastian an der Geißel, frühbarocker Natursteinboden aus gespaltenen Platten. Foto: Reinhard Rampold.

17. Jahrhundert stammenden Zenzenkapelle bei der Schanz in der Leutasch, der um 1700 erbauten Friedhofskapelle in Kematen, zwei spätbarocken Stationskapellen am Zirler Kalvarienberg oder im überdachten Umgang der 1701 erbauten Loretokapelle in Klobenstein bei Kössen.

Das retardierende Element, das die Tiroler Kunst auszeichnet, prägt auch die Architektur der 1611 erbauten Kapelle zu den hl. Rochus und Sebastian an der Geißel, einem architektonisch schlichten, gotisierenden Bau mit polygonalem Chorschluss und Netzgratgewölbe über Pilastern. Der Boden dieser Kirche stellt das Verbindungsglied zwischen unbearbeitet verlegten Natursteinen und bearbeiteten Natursteinplatten dar. Der bauzeitliche Boden besteht aus unterschiedlich großen, gespaltenen polygonalen Natursteinplatten aus einem dunkelgrauen Knollenkalk, deren Zwischenräume mit Kalkmörtel ausgefugt sind.

Die nächste Entwicklungsstufe dokumentiert der Boden in der in den Jahren 1661–1666 durch Maurermeister Christian Keil in gotisierenden Formen erbauten Filialkirche zur Heiligen Dreifaltigkeit am Kropfbühel in Längenfeld (Bichlkirche),



Abb. 15: Längenfeld, Filialkirche zur hl. Dreifaltigkeit am Kropfbühel, barocker Natursteinboden aus Ötztaler Gneis. Foto: Reinhard Rampold.

<sup>23</sup> Zitiert nach: Klebelsberg: Tiroler Werksteine (wie Anm. 13), S. 262f.



Abb. 16: St. Leonhard in Abtei, Wallfahrtskirche Heiligkreuz, barocker Natursteinboden aus Dolomitplatten. Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 17: Schwaz, Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt, Boden aus Kramsacher Marmor und Märzenkeller. Foto: Reinhard Rampold.

der 1706 verlegt wurde<sup>24</sup> und unregelmäßige, teilweise trapezförmige, angearbeitete Gneisplatten zeigt, die ein enges Fugenbild aufweisen.

Über einen ähnlichen Boden verfügt auch die Wallfahrtskirche Heiligkreuz im Gadertal, ein architektonisch schlichter Rechteckbau mit Polygonalchor und Tonnengewölbe, der 1484 vom Brixner Bischof geweiht und 1665 nach Westen verlängert wurde. Der im Zuge der Erweiterung der Kirche verlegte Boden besteht aus unregelmäßigen, angearbeiteten Dolomitplatten, deren Zwischenraum mit Kalkmörtel verfugt wurde. Ein besonders frühes Beispiel eines handwerklich bearbeiteten Naturstein-Plattenbodens wurde im Zuge der archäologischen Grabung 2010 in der Pfarrkirche zur hl. Ottilia in Lengstein am Ritten nachgewiesen, wo ein romanischer Porphyrlattenboden mit halbkreisförmiger Einlegearbeit aus Steinplatten entdeckt wurde.<sup>25</sup>

Ein noch weitgehend mittelalterlicher Natursteinboden, bei dem Adneter Marmor, der nahegelegene Hagauer Marmor und ein südöstlich von Schwaz abgebauter dunkelgrauer Kalkstein, der sogenannte „Märzenkeller“<sup>26</sup>, verwendet wurden, findet sich im Langhaus der Schwazer Pfarrkirche Unsere Liebe Frau Maria Himmelfahrt. Diese wurde in den Jahren 1460–1478 von Hans und Gilg Mitterhofer als drei-

schiffige Kirche errichtet und 1490–1502 unter Leitung von Erasmus Grasser durch Christof Reichartinger zu einer vier-schiffigen Kirche umgebaut. Der Boden besteht weitgehend aus Hagauer Marmor, einzelne Platten und die Trittstufen sind aus Märzenkeller gefertigt. Als Verlegetechnik wurde der römische Verband gewählt, ein unregelmäßig erscheinendes Verlegemuster, das auf einem Grundelement aus einer bestimmten Anzahl quadratischer und rechteckiger Platten unterschiedlicher Abmessungen mit abgestimmten Kantenverhältnissen besteht, das bei größeren Flächen wiederholt wird. In den Boden sind zudem auch großformatige hochrechteckige Grabplatten aus Hagauer Marmor eingesetzt, die aus der Gotik und dem Barock stammen. Seine Charakteristik erhält dieser Boden durch die Vermeidung von Kreuzfugen und fortlaufenden Fugen von mehr als einem Meter Länge sowie die Tatsache, dass nie zwei gleiche Steine nebeneinander verlegt wurden.

Dasselbe Bodenmaterial, Märzenkeller und Adneter Marmor, hat man auch im Obergeschoß (Veitskapelle) der zweigeschossigen spätgotischen Friedhofskapelle verlegt, hier jedoch im versetzten Verband.

Im Barock fand der Natursteinboden, entweder in einfacher Verlegetechnik im horizontal versetzten Verband oder im

<sup>24</sup> Die Datierung wurde in eine vor der Chorstufe verlegte Bodenplatte eingraviert.

<sup>25</sup> Götsch, Walter/Hilby, Ulrike: Lengstein. Pfarrkirche zur hl. Ottilia, in: Abteilung Denkmalpflege (Hg.): Denkmalpflege in Südtirol 2010, Bozen 2012, S. 200ff.

<sup>26</sup> Der sogenannte Märzenkeller fand auch als Werkstein beim Bau der Pfarrkirche und der benachbarten Michaelskapelle Verwendung.



Abb. 18: Burgeis, Kloster Marienberg, Kreuzgang, frühbarocke Bodenplatten aus Laaser Marmor. Foto: Reinhard Rampold.

diagonalen Schachbrettverband, aber auch in der aufwendigeren Variante des Schmuckfußbodens, große Verbreitung in heimischen Sakralbauten.

Besondere Aufmerksamkeit verdient in diesem Zusammenhang der Boden des Kreuzganges der Benediktinerabtei Marienberg, der noch aus der Zeit der Barockisierung der Klosteranlage und der Stiftskirche stammt und in die Mitte des 17. Jahrhunderts datiert werden kann. Der aufgrund der geographischen Nähe aus Laaser Marmor ausgeführte Boden weist ein diagonales Verlegemuster im Schachbrettverband auf, das durch große querrrechteckige, winkelförmige oder quadratische Platten unterbrochen wird, die eine Fugenritzung aufweisen und sich so harmonisch in den Bodenraster einfügen.

Aus der Erbauungszeit stammt auch der Boden der 1644 als schmuckloser Saalraum errichteten Haller Franziskanerkirche, für den man auf den dunkelgrau/grünen Innsbrucker Phyllit aus der Umgebung von Lans zurückgriff. Die unterschiedlich breiten und langen Platten wurden horizontal im versetzten Verband verlegt, das auf zwei Bankblöcke aufgeteilte Gestühl durch Friese aus demselben Material eingefasst. Derselbe Stein wurde auch für die Vorhalle der Prämonstratenserabtei Wilten verwendet, wo große querrrechteckige Platten im versetzten Verband verlegt wurden.



Abb. 19: Hall, Franziskanerkirche von den hl. Engeln, barocker Boden aus Innsbrucker Phyllit. Foto: Reinhard Rampold.

Erst 2016 konnte im Zuge der Innenrestaurierung der Pfarrkirche von Haiming, einem im Kern frühgotischen, 1511 vergrößerten, 1761 barockisierten und um 1900 regotisierten Bau ein frühbarocker, wohl um 1650 verlegter Natursteinboden freigelegt und restauriert werden. Als Material wurde der graue, von violetten Adern durchzogene Haiminger Marmor verwendet, der jedoch eine besondere Verlegetechnik zeigt. Die unterschiedlich großen Platten sind im horizontal versetzten Verband verlegt und weisen einen quadratischen, querrrechteckigen und trapezförmigen Umriss auf, eine Platte ist sogar als Achteck ausgeführt.

Eine bedeutende Rolle im religiösen Leben des Bezirkes Kitzbühel spielte das Kitzbüheler Kapuzinerkloster, das 1696 von Johann Raimund Fürst Lamberg gestiftet wurde und heute von den Franziskanern der Immaculata betreut wird. Im Zuge der 2014/15 durchgeführten Innenrestaurierung der Klosterkirche wurde unter zwei späteren Böden<sup>27</sup> der bauzeitliche Boden aus Adneter Marmor freigelegt und konser-

<sup>27</sup> Über dem originalen Marmorboden befand sich ein historistischer Betonplattenboden aus dem Ende des 19. Jahrhunderts, über dem in der Nachkriegszeit ein italienischer Marmorboden verlegt worden war.



Abb. 20: Haiming, Pfarrkirche hl. Chrysanth und Daria, Boden aus Haiminger Marmor. Foto: BDA Wien/Bettina Neubauer.

viert, dessen querrrechteckige Platten im versetzten Verband verlegt waren. Dies stellt insofern eine Besonderheit dar, da ein Marmorboden nicht dem Ideal der franziskanischen Einfachheit entspricht und wohl nur durch die gräfliche Stiftung zu erklären ist.

Als bemerkenswertes Beispiel für den Einfluss der schwäbischen Kunst im Tiroler Außerfern präsentiert sich die zwischen 1725 und 1729 nach einem Plan von Johann Georg Fischer errichtete Pfarrkirche zum hl. Ulrich in Pinswang, ein achteckiger axialer Zentralraum mit Spiegelgewölbe über Hohlkehle, umlaufendem Gesims und bis zu diesem reichenden Blendarkaden. Auch in dieser Kirche hat sich noch der originale Natursteinboden aus Gründner Sandstein erhalten, den „der Berg-Gründner bei Sonthofen (liefert), welcher an seinem ... Fuß ... drei bis vierhundert Schritt hinter dem Dorfe Winkel den nämlichen Sandstein zeigt.“<sup>28</sup>



Abb. 21: Kitzbühel, Franziskanerkirche, Barocker Boden aus Adneter Marmor. Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 22: Pinswang, Pfarrkirche hl. Ulrich, barocker Boden aus Gründner Sandsteinplatten. Foto: BDA Wien/Bettina Neubauer.

Die großformatigen, annähernd quadratischen oder querrrechteckigen Platten sind horizontal im versetzten Verbund verlegt und wurden 2010/11 im Zuge der Innenrestaurierung und archäologischen Grabung geborgen und anschließend wieder verlegt.

<sup>28</sup> Leonhard, Carl Cäsar von: Taschenbuch für die gesamte Mineralogie mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen, Frankfurt am Main 1811, S. 160.

Ein weiterer Sandsteinboden aus großen Achteckplatten, der aus Breitenbach am Inn stammte, befand sich bis zur letzten Kirchenrestaurierung in der Pfarrkirche zum hl. Virgil in Rattenberg.

Mit regionalem Material wurden auch die Böden der Kirchen im Tiroler Anteil der Erzdiözese Salzburg belegt. In der 1711/12 durch Hans Mödlinger barockisierten, im Kern gotischen dreischiffigen Pfarrkirche zum hl. Andreas in Kitzbühel, weist das Langhaus einen diagonal verlegten Boden im versetzten Verband aus rötlichem Marmor auf, während im Presbyterium ein diagonales Schachbrettmuster aus roten und schwarzen Marmorplatten zur Ausführung kam. Der rötliche Stein, der dem Loferer Marmor entspricht, kommt vermutlich von der Kammerköralpe bei Waidring.<sup>29</sup>

Auf das traditionelle barocke Verlegeschema, quadratische Platten im diagonalen Verband, griff man 1736 in der Pfarrkirche zum hl. Jakobus in St. Jakob in Haus zurück, die in den Jahren 1689 nach Zerstörung des Vorgängerbaues durch Lawinen als einfacher Langbau mit Stichkappentonne errichtet und später mehrfach umgestaltet wurde. Für den im Mittelgang datierten Boden griff man auf den einheimischen polierfähigen rötlichen Kalkstein von der Kammer-



Abb. 23: St. Jakob in Haus, Pfarrkirche hl. Jakobus, Bodenplatte von der Kammerköralpe mit Datierung 1736. Foto: Tiroler Kunstkataster.

köralpe bei Waidring zurück, der in den Sakralbauten der Region immer wieder Verwendung fand.

Dasselbe Material wurde, in unterschiedlicher Verlegeart, auch in der im Kern gotischen, 1735–1738 barockisierten Liebfrauenkirche in Kitzbühel verwendet. In der Vorhalle ist der Boden diagonal verlegt und zeigt in der Mittelachse vier schachbrettartig eingesetzte schwarze Schieferplatten, im Kirchenschiff hingegen wurde ein versetzter Verband gewählt.

Demselben Verlegeschema folgt auch der Boden in der 1756/60 nach Plänen von Kassian Singer errichteten Pfarrkirche von Waidring, einem saalartigen Raum mit kräftigen Wandpfeilern, querovalen Flachkuppeln und illusionistischer Scheinarchitekturmalerei. Als Material diente, wie in St. Jakob, der rötliche, auch für die Gewände der Kirchenportale verwendete heimische Marmor<sup>30</sup> von der

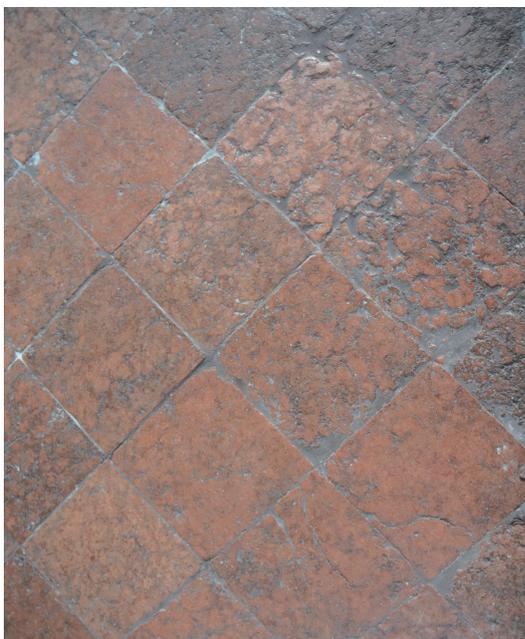


Abb. 24: Waidring, Pfarrkirche hll. Vitus und Nikolaus, barocker Boden von der Kammerköralpe. Foto: Reinhard Rampold.

<sup>29</sup> Klebelsberg: Tiroler Werksteine (wie Anm. 13), S. 255.

<sup>30</sup> Neuhardt (Neuhardt, Johannes: Waidring. Tirol. Pfarrkirche zum hl. Vitus. Kirchenführer (= Christliche Kunststätten Österreichs, Nr. 23), Salzburg <sup>3</sup>1992, S. 4) weist darauf hin, dass die Portale der Kirche aus heimischem Marmor ausgeführt wurden.

Kammerköralm.<sup>31</sup> Bearbeitungstechnisch bemerkenswert ist die Tatsache, dass auch hier, wie im Vinschgau, teilweise Bodenplatten mit der doppelten Größe verlegt wurden, die mit einer Ritzung optisch halbiert wurden und sich so harmonisch in das Fugenbild einfügen.<sup>32</sup>

Dasselbe Material verwendete man auch in der im Kern gotischen, Mitte des 18. Jahrhunderts barockisierten Pfarrkirche von Aurach, wo man wiederum einen diagonalen Schachbrettverband wählte.

Auch bei der 1774/75 durch Andrä Hueber erbauten Pfarrkirche zum hl. Kreuz in Going, einem reizvollen Zentralbau mit quadratischem Langhaus mit Flachkuppel, halbrund schließendem Chor und spätbarocker Ausstattung, wurde ein rötlicher heimischer Marmor (aus dem Brixental oder von der Kammerköralm) gewählt.

Wohl der rötliche Brixentaler oder Spertentaler Marmor (er kommt auf der Streicheralm und an den Hängen des Gerstinger Joches westlich von Aschau vor<sup>33</sup>) wurde in der 1789–1795 nach einem Plan des Salzburger Dombaumeisters Wolfgang Hagenauer durch Andrä Hueber erbauten Pfarrkirche von Brixen im Thale, einem stattlichen Saalbau, verlegt. Er fiel dort jedoch der letzten Innenrestaurierung zum Opfer und hat sich heute nur mehr hinter dem Hochaltar erhalten (Verlegung im versetzten Verband).

Als monochromer Natursteinboden präsentiert sich auch der Boden der Pfarrkirche zum hl. Georg in Neustift im Stubaital, einem 1768/74 nach Plänen des Priesterarchitekten Franz de Paula Penz erbauten stattlichen Saalbau mit geradem Chorschluss und qualitätsvoller Innenausstattung. Der historische Boden im Langhaus<sup>34</sup> aus Matreier Ophicalcit und Stubaiweißmarmor (aus Findlingen geschnitten)<sup>35</sup> besteht aus querrechteckigen Platten, die in unterschiedlich breiten Bahnen versetzt verlegt wurden. An die barocken Schmuckfußböden erinnern nur zwei einfache Rosenspitzmuster im Mittelgang.

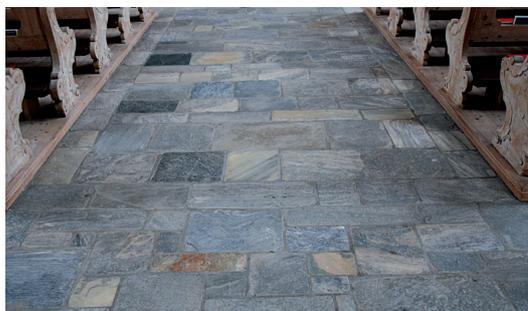


Abb. 25: Neustift im Stubaital, Pfarrkirche hl. Georg, barocker Natursteinboden aus Matreier Ophicalcit und Stubaiweißmarmor. Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 26: Schlanders, Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt, barocke Bodenplatten aus Laaser Marmor. Foto: Reinhard Rampold.

Monochrome Böden aus im diagonalen Schachbrettverband bzw. römischen Verband verlegten Laaser Marmorplatten zeigen naturgemäß vor allem die Kirchen im Vinschgau (z. B. die Pfarrkirchen von Schlanders, Laas, Mals und die Stiftskirche der Benediktinerabtei Marienberg). Der im versetzten Verband, teilweise auch im römischen Verband, verlegte Boden der Pfarrkirche von Schlanders dürfte noch aus der Zeit der in den Jahren 1758/59 erfolgten barocken Umgestaltung der Kirche durch den Wiener Maler Josef Adam Mölck stammen.

<sup>31</sup> Ein Teil der historischen Bodenplatten wurde, offensichtlich sekundär, durch Adneter Marmor ersetzt.

<sup>32</sup> Dasselbe System wurde auch im Presbyterium der Pfarrkirche von Nauders angewandt.

<sup>33</sup> Klebelsberg: *Tiroler Werksteine* (wie Anm. 13), S. 257.

<sup>34</sup> Der Boden im Chor wurde im Zuge der letzten Innenrestaurierung der Pfarrkirche erneuert.

<sup>35</sup> Freundliche Mitteilung von Restaurator Peter Kuttler.

Wohl erst nach der Wiederbesiedlung des Benediktinerklosters Marienberg im Jahre 1816 erhielt die im Kern noch romanische, zwischen 1642 und 1648 im frühbarocken Stil umgestaltete Stiftskirche einen Boden aus Laaser Marmor, der im Langhaus aus quadratischen und querrechteckigen Platten besteht, die im versetzten Verband verlegt wurden, während man für die Seitenkapellen ein einfaches Schachbrettmuster wählte.

Noch jünger ist der bauzeitliche Boden der Pfarrkirche von Mals, die 1799 abgebrannt ist und 1838 im klassizistischen Stil wiederaufgebaut und verlängert wurde. Hier finden sich wiederum diagonal verlegte quadratische Marmorplatten, teilweise auch Doppelplatten mit eingeritztem Fugenbild. Die künstlerische Gestaltungskraft der Renaissance bzw. des Barock zeigt sich insbesondere bei den zahlreichen Schmuckfußböden. Das älteste Beispiel eines Marmorintarsienbodens findet sich im Randbereich des Presbyteriums der 1553 bis 1563 erbauten Innsbrucker Hofkirche und zeigt rechteckig gerahmte Felder mit diagonaler Felderteilung und Blütenmotiven.

Verschwunden ist der originale Boden der Heiligblutkapelle in Seefeld, einem tonnengewölbten Saalraum, der 1574 durch Alberto Lucchese an die gotische Pfarrkirche angebaut wurde. Dieser bestand aus Sechseckplatten aus rotem Mittenwalder und weißem Marmor.<sup>36</sup>



Abb. 27: Innsbruck, Hofkirche hl. Kreuz, Marmorintarsienboden aus der Renaissance im Presbyterium. Foto: TLM Hofkirche/Gerhard Watzek.

Ein weiteres frühes Beispiel birgt die Kapelle zum hl. Kreuz in Seefeld, ein in den Jahren 1628 bis 1632 nach Plänen des Hofbaumeisters Johann Hoffingott durch Christoph Gump errichteter achteckiger Zentralbau mit laternenbekrönter Kuppel, polygonal schließendem Chor und sekundär angestelltem Turm. Der Boden des Seekirchleins, bei dem vier sechseckige Platten, sogenannte Navetten (= Weberschiffchen) um eine quadratische Platte herum angeordnet sind, wodurch sich aus fünf Platten ein Achteck ergibt,<sup>37</sup> ist weitgehend original erhalten. Das als Rosenspitzmuster bezeichnete Bodenmuster ergibt somit ein verschlungenes Achteck, das sich aus quadratischen Platten aus grauvioletter Haiminger Marmor, einem polierfähigen grau-violetten Kalkstein und gelängten Achtecken aus polierten grauen



Abb. 28: Seefeld, Kapelle hl. Kreuz (Seekirchl), Boden mit Rosenspitzmuster aus Haiminger Marmor und Kalkstein vom Gschwandtkopf. Foto: Reinhard Rampold.

<sup>36</sup> Freundliche Mitteilung von Restaurator Peter Kuttler.

<sup>37</sup> Wihr, Rolf: Fußböden, Stein, Mosaik, Keramik, Estrich (wie Anm. 3), S. 148.

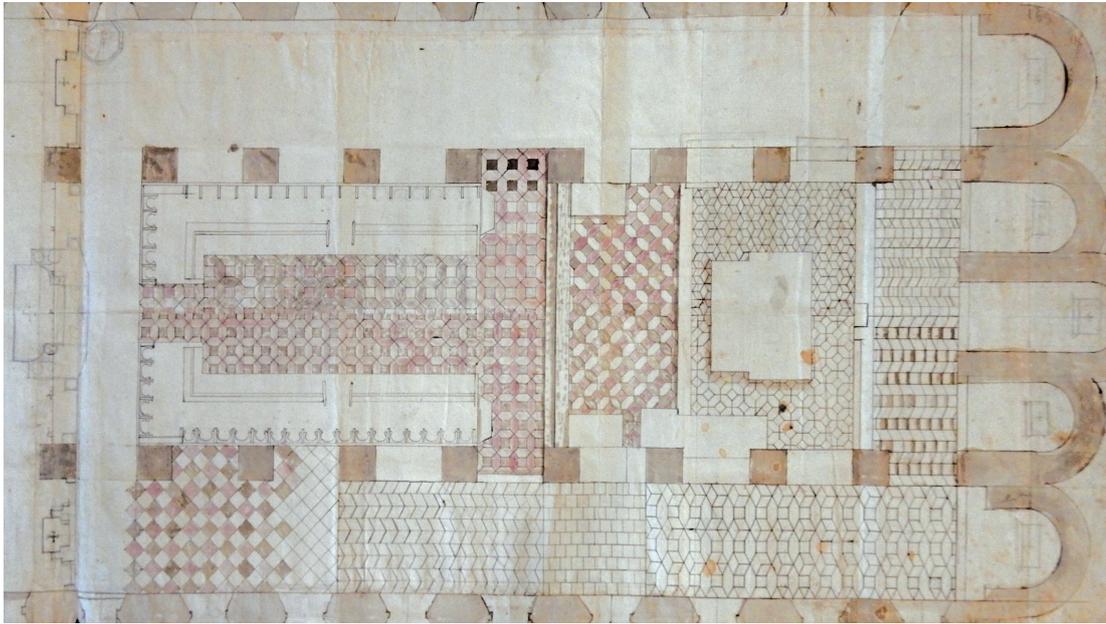


Abb. 29: Stams, Stift Stams, Stiftsarchiv, barocker Bodenplan für die Stiftskirche. Foto: Reinhard Rampold.

Kalksteinplatten vom nahegelegenen Gschwandtkopf<sup>38</sup> zusammensetzt, deren dezenter farblicher Kontrast harmonisch auf die Raumwirkung abgestimmt ist.<sup>39</sup> Ein Rautenmotiv aus grauen Venner- und weißen Ampasserplatten wurde in der Xaverikapelle, der ehemaligen Haller Jesuitenkirche, aufgenommen, die 1608 durch den Jesuitenbruder Stefan Huber dem jesuitischen Bauschema entsprechend als Wandpfeilerkirche mit geradem Chorschluss und Tonnengewölbe mit Stichkappen entstand und 1653 reich stuckiert wurde. Den Boden ziert im Mittelgang eine gelängte Raute, in deren Zentrum fünf Platten ein Kreuz bilden. Aus dem Barock stammen auch die Bodenplatten der 1729–1732 an die Stamser Stiftskirche angebauten Heilig-Blut-Kapelle, der aus Sechseckplatten aus Haiminger Marmor besteht. Ein seltenes Beispiel eines historischen, in die 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts datierten Bodenplanes hat sich im Archiv

der Zisterzienserabtei Stams erhalten, deren 1284 geweihte Stiftskirche zwischen 1729 und 1732 barockisiert wurde. Der unausgeführte Plan für eine Bodenpflasterung zeigt unterschiedliche, zum Teil perspektivisch angelegte Muster. Auf einen einfachen, diagonal verlegten Schachbrettverband im hinteren Bereich des Langhauses folgen Rautenmuster, versetzt verlegte quadratische Platten, scheinbar plastisch ausgebildete Sechsecke, während der Mittelteil der Kirche und des Presbyteriums ein Rosenspitzenmuster wie im Seeskirchl zeigt.

Die Innsbrucker Jesuitenkirche, erbaut 1627–1640 nach Detailplänen von Hans Schor und Christoph Gumpf unter Beratung von Santino Solari, folgt architektonisch dem Vorbild von Il Gesù in Rom und präsentiert sich als lichtdurchfluteter Saalraum über kreuzförmigem Grundriss mit halbrundem Chorschluss, Vierungskuppel, ausgeschiedenen Seitenkapellen und Tonnengewölbe. Besondere Sorgfalt wurde

<sup>38</sup> Freundliche Mitteilung von Restaurator Peter Kuttler.

<sup>39</sup> Rampold, Reinhard: Der Kapellenbau und seine künstlerische Ausstattung, in: Rampold, Reinhard: Die Kapelle zum hl. Kreuz in Seefeld, Innsbruck 2016, S. 26f.



Abb. 30: Innsbruck, Stiftskirche zum hl. Laurentius in Wilten, barocker Schmuckfußboden mit Sternmotiv. Foto: Reinhard Rampold.

auch der künstlerischen Ausgestaltung der Kirche gewidmet, was sich nicht nur im reichen Stuckdekor, den Marmoraltären und dem Gestühl, sondern auch im Schmuckfußboden zeigt. Im Presbyterium, im Querschiff und in den Seitenkapellen wurden sechseckige schwarze Kalksteinplatten (Bettelwurfmarmor) und weiße Marmorplatten (Ampasser Marmor) verlegt, die Vierung wurde durch ein aufwändig gestaltetes weißes Sternmuster auf rötlichem Grund (Haiminger Marmor) in oktogonaler Rahmung akzentuiert, bei dem der zentrale Stern von acht gleichartig ausgeführten kleinen Sternen umrahmt wird. Das Langhaus erhielt einen Rosenspitzenboden aus Haiminger Marmor, bestehend aus Quadraten, die von länglichen Sechsecken gerahmt werden.<sup>40</sup> Eine aufwendige künstlerische Bodengestaltung zeigt auch die zwischen 1651 und 1665 nach Plänen des Hofbaumeisters Christoph Gump an Stelle des mittelalterlichen Vorgängerbauwerks neu errichtete Stiftskirche zu den hl. Stephanus

und Laurentius in Wilten, eine einheitlich gegliederte Wandpfeilerkirche mit geradem Chorschluss, umlaufender Empore, ausgeschiedenen Seitenkapellen und Tonnengewölbe. Der Entwurf für den Boden, der aus weißen und schwarzen Marmorplatten besteht, soll von Baumeister Gallus Apeller stammen.<sup>41</sup> Im Langhaus und in den Seitenkapellen sind sechseckige weiße und dazwischen gesetzte quadratische schwarze Marmorplatten verlegt, die von weißen bzw. schwarzen Friesen gerahmt werden. Im Presbyterium setzt sich der Boden aus weißen und schwarzen sechseckigen Platten zusammen, die ein Blumenmuster bilden. In der Mitte zwischen den beiden Chorstühlen befindet sich ein achteckiger, durch einen weißen Fries gerahmter großer sechzehnackiger Stern, dessen Zacken alternierend aus weißem Oberberger und schwarzem Thaurer oder Martinsbühler Marmor<sup>42</sup> gebildet werden. Im Zuge der in den Jahren 2005 bis 2008 durchgeführten Innenrestaurierung der Pfarrkirche wurden die Bodenplatten aufgrund der durchgeführten archäologischen Grabung geborgen, neu verlegt und fachgerecht restauriert. Die Fehlstellen wurden mit Steinersatzmasse ergänzt, auf Vierungen wurde bewusst verzichtet.<sup>43</sup> Stilistisch noch dem Frühbarock verpflichtet ist auch die ehemalige Spitalskirche zum hl. Geist, ein in den Jahren 1700/07 nach Plänen von Hofbaumeister Johann Martin Gump errichteter Saalbau mit Stichtappengewölbe, reichem Stuckdekor und Marmoraltären. Während im Presbyterium 1704<sup>44</sup> ein Boden aus sechseckigen weißen und schwarzen Marmorplatten verlegt wurde, griff man für das Langhaus bewusst auf die schlichtere Variante mit quadratischen weiß/schwarzen Platten im diagonal angeordneten Schachbrettverband zurück. Als erster hochbarocker Sakralbau Tirols beeindruckt die zwischen 1717 und 1724 nach einem Entwurf von Johann

<sup>40</sup> Schneider, Brigitte: Jesuitenkirche und ehemaliges Kolleg, in: Bundesdenkmalamt (Hg.): Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck. Teil I, Innere Stadtteile (= Österreichische Kunsttopographie III), Wien 1994, S. 292.

<sup>41</sup> Caramelle, Franz: Barock im Stift Wilten. Baugeschichte – Baubeschreibung, in: Prämonstratenserstift Wilten (Hg.): 850 Jahre Prämonstratenser Chorherrenstift Wilten, Innsbruck 1988, S. 198.

<sup>42</sup> Freundliche Mitteilung von Restaurator Peter Kuttler.

<sup>43</sup> Mackowitz, Felix: Die Steinrestaurierung, in: Prämonstratenserstift Wilten (Hg.): Stiftskirche Wilten, (Festschrift) zur Restaurierung 2005–2008, Innsbruck 2008, S. 108ff.

<sup>44</sup> Felmayr, Johanna: Spitalskirche zum hl. Geist und ehemaliger Friedhof, in: Bundesdenkmalamt (Hg.): Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck. Teil 1: Innere Stadtteile (= Österreichische Kunsttopographie III), Wien 1994, S. 340.



Abb. 31: Innsbruck, Dom zu St. Jakob, hochbarocker Schmuckfußboden mit Sternmotiv. Foto: Reinhard Rampold.

Jakob Herkomer aus Füssen errichtete Propsteipfarrkirche St. Jakob, die seit 1964 auch als Dom der neugegründeten Diözese Innsbruck dient. Der Innenraum, ein in strenger Monumentalität vereinheitlichter lichtdurchfluteter Saalraum, erhält seine Charakteristik durch die kraftvollen Pfeiler, die die Flachkuppeln tragen und ein sich mehrfach wiederholendes Triumphbogenmotiv ergeben. Der künstlerischen Qualität der nach schweren Kriegsschäden wiederhergestellten bauzeitlichen Ausstattung mit reichem Stuckdekor, Fresken und Marmoraltären entspricht auch der Boden der Kirche. Der Boden im Presbyterium und vermutlich auch in der Vierung wurde nachweislich 1728 nach einem Entwurf von S. Pollini und Michael Umhauser verlegt, während jener im Langhaus erst 1736 ausgeführt wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Bombenschäden ausgebessert, der Boden im Langhaus wurde im Zuge der 1990/93 durchgeführten Innenrestaurierung erneuert.<sup>45</sup> Der aus weißen (Oberberg), rosafarbenen (Hagau), grauen (Venner) und schwarzen (sogenannter „Thaurer Märbel“) Marmorplatten nach perspektivischen Mustern angelegte Boden weist im Presbyterium eine Vierteilung auf, deren an den Ecken

abgerundete Felder ein diagonal verlegtes Würfelmuster zeigen. Von den nord- und südseitigen Sakristeiportalen und vom Kirchenschiff führt optisch gleichsam eine Treppe zum Grabmal Erzherzog Maximilians des Deutschmeisters, das seinerseits eine besonders aufwendige Rahmung durch verschiedenfarbige Quader aufweist. Der von weißen Friesen gerahmte Boden im Langhaus wird aus diagonal gesetzten quadratischen Hagauer Platten gebildet, die von schwarzen und weißen Friesen gerahmt werden, der Bereich unter der Vierungskuppel wird durch einen kreisförmig gerahmten, verschiedenfarbigen mehrschichtigen Stern akzentuiert.

Die Nähe zum Hagauer Natursteinvorkommen zeigt sich auch in der Benediktinerstiftskirche zum hl. Josef in Fiecht, einem nach Plänen des Baumeisters Jakob Singer zwischen 1741 und 1745 errichteten, nach einem Gewölbeeinsturz im Jahre 1749 bis 1750 wiederaufgebauten barocken Saalbau mit Querschiff, StICKKappentonne, Rokokostuckaturen und Freskenausstattung von Matthäus Günther. Der bauzeitliche Marmorboden aus rosafarbenem und beige Hagauer Marmor und dunkelgrauen Schieferplatten zeigt im Langhaus im diagonalen Schachbrettverband verlegte rosa und beige Hagauer Platten (die Bankblöcke durch rosafarbene Friese eingefasst), während im Presbyterium zusätzlich Platten aus dunkelgrauem Schiefer verlegt wurden.

Einen bemerkenswerten Schmuckfußboden besitzt die Filialkirche zur hl. Margaretha in Medraz, einem Ortsteil von Fulpmes, die 1746/47, wohl unter der Leitung des Priesterarchitekten Franz de Paula Penz, als kleiner Zentralbau mit Flachkuppel errichtet wurde. Die Bodenplatten aus grau-violetter Matreier Ophicalcit, weißem bzw. rosafarbenem Oberberger Marmor und schwarzem Schiefer (der als Findling im Stubaital vorkommt bzw. auch aus dem nahe gelegenen Ellbögen stammen könnte) zeigen im Mittelgang und im Chor ein einfaches geometrisches Muster, bei dem Rosenspitzmotive und gleichschenklige Kreuze abwechseln, während die beiden Bankblöcke durch Friese gerahmt werden. Im Presbyterium, dessen rückwärtiger Teil mit weißem Marmor

<sup>45</sup> Felmayer, Johanna: Propsteipfarrkirche und Dom St. Jakob, in: Bundesdenkmalamt (Hg.): Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck. Teil 1: Innere Stadtteile (= Österreichische Kunsttopographie LII), Wien 1994, S. 39.

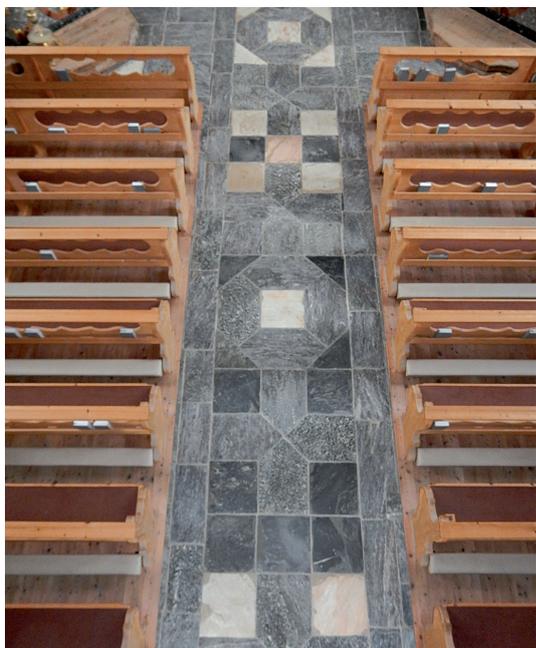


Abb. 32: Fulpmes, Filiationkirche hl. Margareta in Medraz, Schmuckfußboden aus Matreier Opicalcit und Oberberger Marmor. Foto: Reinhard Rampold.

ausgelegt ist, wurden drei rechteckig gerahmte Rosen-  
spitzmotive nebeneinander eingesetzt. Im Zuge der letzten,  
1993/94 durchgeführten Innenrestaurierung der Kirche wurde  
der Boden aus konservatorischen Gründen vorsichtig gebor-  
gen und nach Einbringung einer Drainage wieder verlegt.  
Über einen, im Jahre 2014 anlässlich der Innenrestaurierung  
der Kirche konservierten, historischen Schmuckfußboden  
verfügt auch die 1746/47 nach Plänen von Jakob Singer  
errichtete Pfarrkirche von Angath im Unterinntal, eine Wand-  
pfeilerkirche mit Stichkappentonne, spätbarocker Altar-  
ausstattung und Freskenschmuck von Wolfram Köberl. Hier  
hat sich im Presbyterium der bauzeitliche Boden aus beige-  
m und rosafarbenem Hagauer Marmor und dunkelgrauen  
Schieferplatten erhalten, dessen perspektivisch angelegtes  
Muster Würfel bildet und durch die im Rapport eingesetzte  
Mehrfarbigkeit der Intarsien räumliche Wirkung erzielt. Im  
Langhaus wurde der 1964 verlegte schadhafte Boden durch  
einen neuen Boden aus materialmäßig und handwerklich  
entsprechenden, diagonal verlegten quadratischen Platten  
aus rosafarbenem und beige Hagauer Marmor ersetzt.



Abb. 33: Angath, Pfarrkirche hl. Geist und hl. Martin, barocker Schmuckfußboden aus Kramsacher Marmor und Schiefer. Foto: BDA Wien/Bettina Neubauer.



Abb. 34: Innsbruck, Hofkirche hl. Kreuz, barocker Schmuckfußboden im Presbyterium aus Mittenwalder und Adneter Marmor. Foto: TLM Hofkirche/Gerhard Watzek.

Neben dem renaissancezeitlichen glasierten Ziegelboden auf der Orgelempore haben sich in der Hofkirche noch die historischen Böden im Presbyterium und in der Silbernen Kapelle erhalten, während jener im Langhaus im Zuge der letzten Innenrestaurierung der Kirche durch einen neuen, der künstlerischen Qualität des Raumes nicht entsprechenden Boden

ersetzt wurde. Der Boden im Chor wird 1763/64 datiert<sup>46</sup> und ist auf den Hochaltar ausgerichtet, dessen Vorlegetufen er halbkreisförmig vorgelagert ist. Das perspektivisch angelegte Muster zeigt optisch gleichsam ineinandergeschobene Würfel, deren verschiedenfarbige Seiten aus rotem Mittenwalder und Adneter bzw. rotvioletter, von weißen Adern durchzogenen Bettelwurfmarmor, weißem Oberberger Marmor und einem schwarzem Kalkstein<sup>47</sup> ausgeführt wurden.

Ein spätes Zeugnis eines barocken Schmuckfußbodens findet sich in der 1771 von Giuseppe Sartori erbauten Bibliothek des 1142 von Bischof Reginbert von Brixen gegründeten Augustinerchorherrenstiftes Neustift in Vahrn, einem langrechteckigen Raum mit vier einspringenden Treppengehäusen in den Ecken, umlaufender Galerie, zierlicher Stuckdekoration und symmetrisch angelegten Bibliotheksschränken. Der Boden ist perspektivisch angelegt und setzt sich aus Navetten zusammen, die aus quadratischen rötlichen Bozner Porphyrlplatten und trapezförmigen weißen Sterzinger bzw. dunkelgrünen Pfunderer Marmorplatten



Abb. 35: Vahrn, Augustinerchorherrenstift Neustift, Bibliothek, Schmuckfußboden aus verschiedenfarbigem Marmor. Foto: Reinhard Rampold.

<sup>46</sup> Felmayer: Hofkirche, Franziskanerkloster und Neues Stift (wie Anm. 11), S. 249.

<sup>47</sup> Freundliche Mitteilung von Restaurator Peter Kuttler.

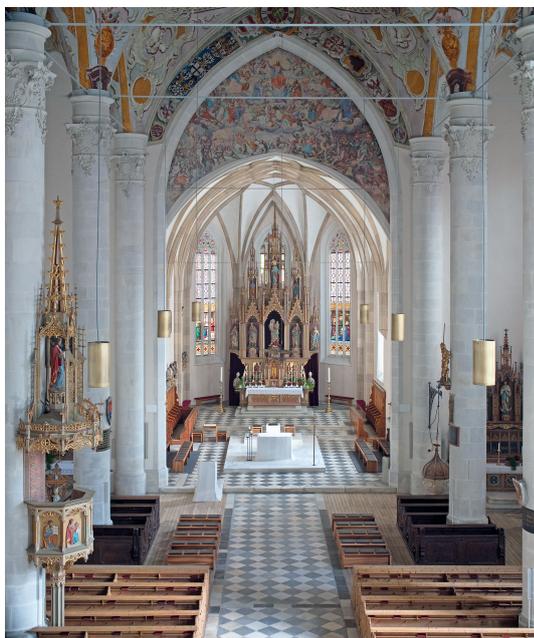


Abb. 36: Sterzing, Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt, barocker Schachbrettboden aus Ratschinger Marmor. Foto: Reinhard Rampold.

gebildet werden. Das Zentrum des Raumes wird durch einen achteckig gerahmten mehrschichtigen Stern akzentuiert, dessen Zacken je zur Hälfte weiß und dunkelgrün sind. Der Wertigkeit des Raumes entsprechend verfügt der Vorraum der Bibliothek lediglich über einen polierten barocken Estrichboden, dessen geometrischer Dekor sich nur fragmentarisch erhalten hat.

Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die Schmuckfußböden wieder schlichter, da man bei der Materialwahl und beim Bodenmuster auf die im Spätbarock gewünschte kühle Raumwirkung und dezente Farbabstimmung Rücksicht nahm. Der Boden erhielt in der Regel ein diagonal verlegtes Schachbrettmuster aus grau/weißen Marmorplatten, die Bankblöcke wurden durch einen Fries gerahmt, nur das Presbyterium wurde häufig durch einen rechteckig gerahmten mehrschichtigen Stern akzentuiert. Deutlich zeigen dies die Kirchenbauten des Priesterarchitekten Franz de Paula Penz (Pfarrkirche Gossensass, Basilika Wilten, Pfarrkirche Telfes) und des Götzner Baumeisters und Stuckateurs Franz Singer (Pfarrkirche Götzens etc.).

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel eines zweifarbigem spätbarocken Natursteinbodens findet sich in der Pfarrkirche von Sterzing, die als dreischiffige Hallenkirche errichtet wurde – der Chor wurde 1452 vollendet, das Langhaus erst 1524 – und zu den monumentalsten Sakralbauten der Spätgotik in Tirol zählt. Als im Zuge der um 1750 unter der Leitung des „Wiener Schnellmalers“ Josef Adam Mölck durchgeführten Barockisierung die Rippen abgeschlagen und der berühmte Flügelaltar von Hans Multscher entfernt wurde, erhielt die Kirche auch einen neuen Boden aus weißem Ratschinger Marmor und hellgrauen Vennerplatten. Dieser folgt dem traditionellen barocken Schema und zeigt einen diagonalen Schachbrettverband aus quadratischen Platten und grauen bzw. weißen Friesen um die Bankblöcke. Bei der Materialwahl griff man, wie bereits Jahrhunderte zuvor, bewusst auf das heimische Material zurück und setzte so die Kontinuität der verwendeten Werksteine fort.

Die Pfarrkirche zum hl. Pankratius in Telfes im Stubaital, ein 1754/55 nach Plänen von Franz de Paula Penz errichteter zentralisierender Bau mit Querhaus, Vorjoch und reicher Freskenausstattung von Anton Zoller, weist einen bauzeitlichen Boden aus quadratischen grauen Vennerplatten und weißen Obernberger Marmorplatten auf. Diese wurden im Hauptgang und den vier Quergängen im diagonalen Schachbrettverband verlegt, während die Platten in den Seitengängen versetzt verlegt wurden.

Dasselbe Verlegesystem wählte Penz auch für die Pfarrkirche zu unserer Lieben Frau unter den vier Säulen in Wilten, die als der bedeutendste Sakralbau mit Rokokoausstattung in Tirol gilt und zwischen 1751 und 1755 entstand. Auf die künstlerische Qualität der Abfolge querovaler Flachkuppelräume wird mit einem zurückhaltenden Boden reagiert, der sich dezent zurücknimmt und ein diagonal verlegtes Schachbrettmuster aus weißen Obernberger Platten, grauen Bodenplatten aus dem Venntal und graue Bankfriesen aufweist. Auch der Innsbrucker Baumeister Johann Michael Umhauser griff bei der 1760 neu erbauten Pfarrkirche zum hl. Nikolaus in Obernberg auf das zweifarbiges, diagonal verlegte Schachbrettmuster zurück und wählte als Material weiße Obernberger und graue Vennerplatten. Während sich der originale Boden im Presbyterium erhalten hat, wurde er im

Langhaus vermutlich im 19. Jahrhundert erneuert. Dieselbe Bodengestaltung zeichnete auch die im Kern mittelalterliche, 1802/03 verlängerte und barockisierte Pfarrkirche zum hl. Leonhard in Vinaders aus, wo sich der originale Boden jedoch nur mehr hinter dem Hochaltar erhalten hat. Dem neuen Stilempfinden entspricht auch der Boden in der 1772 bis 1775 von Franz Singer erbauten Pfarrkirche zu den hll. Petrus und Paulus in Götzens, deren saalartiger Innenraum sich als Gesamtkunstwerk des Rokoko präsentiert. Im Langhaus wurde ein Boden aus weißem Obernberger Marmor und grauen Vennerplatten im diagonalen Schachbrettverband verlegt. Das Presbyterium ist nur mit weißen Marmorplatten ausgelegt, die Mittelachse wird jedoch durch einen mehrfarbigen Stern betont, der von einem auf die Spitze gestellten schwarzen Rechteck gerahmt wird. Demselben Schema folgt auch der Boden in der 1791/92 unter Einbeziehung des gotischen Chores neu erbauten Pfarrkirche von Vill bei Innsbruck, einem zentralisierenden Langbau mit Flachkuppel und qualitätsvoller Rokokoausstattung. Im Presbyterium der Kirche findet sich ein mehrschichtiger verschiedenfarbiger Stern in auf die Spitze gestellter quadratischer Rahmung, bei dessen Ausführung auf heimische und auswärtige Materialien zurückgegriffen wurde. Die lang-

rechteckigen dunkelgrauen Platten des äußeren Rahmens und die großen Zacken des Sterns stammen vermutlich aus einem Steinbruch im nahegelegenen Dorf Patsch, jene des schmälere weißen inneren Rahmens und die kleinen Rauten aus Ampass/Lans oder dem Ahrntal, während die rötlichen kleinen Quadrate aus dem Adneter Steinbruch stammen. Diese schlichte Bodengestaltung setzt sich noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts fort. In Innsbruck zeigt die 1748/50 durch Matthias Umhauer erbaute Pfarrkirche zum hl. Leonhard in Mühlau einen grau/weißen Boden im diagonalen Schachbrettverband aus grauen Vennerplatten und weißem Marmor aus Obernberg, vor der Chorstufe findet sich ein Stern in doppelter grauer Rahmung. Dasselbe Motiv, in doppelter Ausführung, ziert auch den Boden der Pfarrkirche Mariae Heimsuchung in Gries am Brenner, die in den Jahren 1823–1826 durch Jakob Prantl und Johann Muigg neu errichtet wurde. Ein rechteckig gerahmter Stern schmückt den Boden im Langhaus, ein weiterer jenen des Presbyteriums. Über einen bemerkenswerten Boden verfügt das Presbyterium der 1512 erbauten, 1867/72 erweiterten und historistisch ausgestatteten Pfarrkirche von Nauders. Im Zentrum liegt ein auf die Spitze gestelltes Quadrat, das durch schwarze Kalk-



Abb. 37: Innsbruck, Pfarrkirche hl. Leonhard in Mühlau, klassizistischer Schmuckfußboden mit Sternmotiv. Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 38: Nauders, Pfarrkirche hl. Valentin, Sternmotiv im Presbyterium aus der Zeit um 1867/72. Foto: Architekt DI Hubert Lentsch.

steinplatten aus Kaunertaler Marmor gerahmt wird, während die Ecken aus rotem Flirscher Marmor akzentuiert werden. Das quadratische Feld ist aus weißem Laaser Marmor, die eingesetzten kleinen gelblichen Quadrate in den Ecken sind aus Serfauser oder Mariasteiner Tuff. Den achtzackigen Stern bilden Rauten aus rotem Flirscher und schwarzem Kaunertaler Marmor.<sup>48</sup> Besonderes Interesse verdienen jedoch die im diagonalen Schachbrettverband verlegten Laaser Platten, die aus Kostengründen teilweise als Doppel- und Dreifachplatten ausgeführt wurden und lediglich eine geritzte Teilung aufweisen. Die besondere Wertschätzung historischer Natursteinböden dokumentiert die Geschichte des grau/weißen, im diagonalen Schachbrettverband verlegten Bodens der im Kern gotischen, 1737/39 unter Franz de Paula Penz barockisierten, Pfarrkirche Mariae Geburt in Mieders im Stubaital, der aus der Klosterkirche Maria Waldrast stammt und nach der Aufhebung des Klosters unter Kaiser Josef II. geborgen und 1786 in Mieders verlegt wurde.<sup>49</sup>

## FLIESENBÖDEN

Dem allumfassenden Kunstverständnis des Historismus entsprechend, bemühte man sich seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts auch stilistisch entsprechende Böden für Sakralbauten herzustellen. Eine besondere Stellung nehmen in diesem Zusammenhang die Fliesenböden der Wienerberger Ziegelfabrik, der Brüder Schwadron und der Teplitzer Chamottefabrik ein, die über Katalog bestellt werden konnten und in das gesamte Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie geliefert wurden.

Bereits unter Kaiserin Maria Theresia entstand die erste staatliche Ziegelei am Wienerberg, die 1820 von Alois Miesbach erworben und unter seinem Neffen Heinrich Drasche zur größten Ziegelei Europas ausgebaut wurde. 1869 wurde das Unternehmen in die „Wiener Ziegelfabriks- und Baugesellschaft“ umgewandelt, in den 1960er Jahren wurde das Unternehmen wegen Unrentabilität

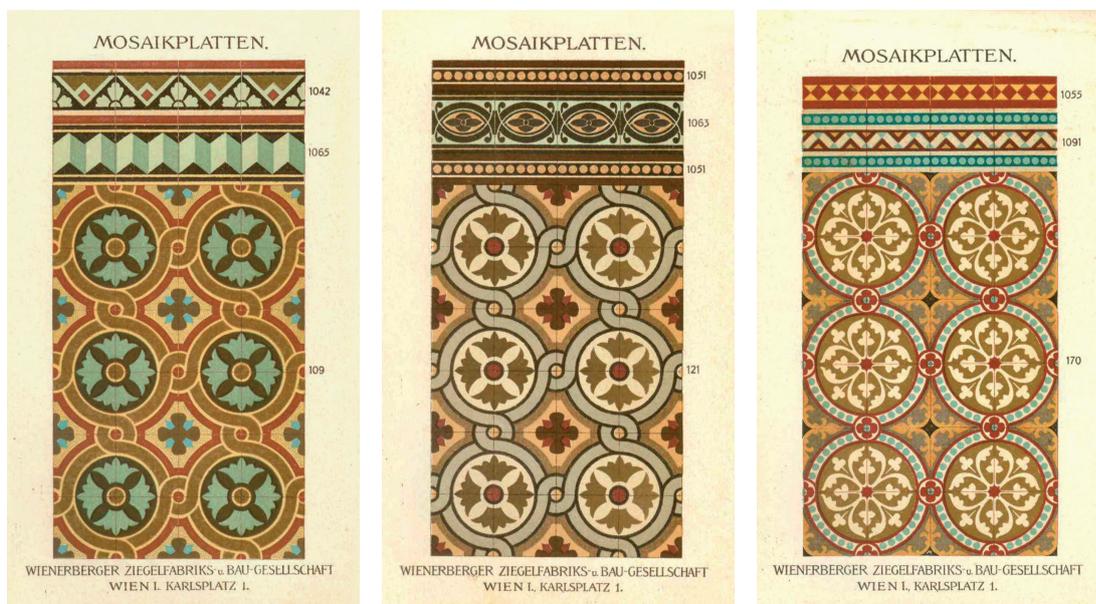


Abb. 39: Musterkatalog der Wienerberger Ziegeleien, um 1900. BDA/Abteilung für Tirol, Bibliothek.

<sup>48</sup> Freundliche Mitteilung von Restaurator Peter Kuttler.

<sup>49</sup> Bundesdenkmalamt (Hg.): Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs (= Band Tirol), Wien 1980, S. 522.

des Lehmabbaus geschlossen.<sup>50</sup> Neben der traditionellen Baumaterialherstellung fand das Unternehmen in der Herstellung von mehrfarbigen, geometrisch und ornamental verzierten Fliesenplatten einen lukrativen Erwerbszweig, dessen Produkte noch heute viele Kirchen Tirols schmücken. Die große Formenvielfalt der Wienerberger Bodenfliesen dokumentiert ein in der Amtsbibliothek des Bundesdenkmalamtes/Abteilung für Tirol verwahrtes Musterbuch, das um 1910 entstanden sein dürfte und sich ursprünglich im Besitz des Pfarrers Johann B. Schett befand.

Der erste Eintrag der Brüder Schwadron im Wiener Gewereregister datiert aus dem Jahre 1899 und zeigt den Handel mit Tonwaren an. 1938 wurde das Unternehmen, das mit vielen namhaften Architekten zusammenarbeitete, arisiert.

In diesem Produktionsbereich tätig war auch die Teplitzer Chamottefabrik, deren Originalfliesen noch die Gänge des 1895–1898 in neoromanischen Formen erbauten Innsbrucker Redemptoristenklosters schmücken (der wohl von derselben Firma ausgeführte Kirchenboden wurde im Zuge der letzten Kirchenrestaurierung nach altem Vorbild erneuert).<sup>51</sup> Der ursprünglich wohl von derselben Firma gelieferte Kirchenboden wurde im Zuge der in den Jahren 1985–1987 durchgeführten Restaurierung nach historischem Vorbild von der Firma Villeroy und Boch neu angefertigt.

Vollständig erhalten hat sich ein Fliesenboden in der Pfarrkirche zum hl. Martin in Häselgehr, die 1732 neu erbaut und zwischen 1872 und 1882 historistisch umgestaltet wurde. Das prominenteste diesbezügliche Beispiel ist die Pfarrkirche St. Nikolaus in Innsbruck, der bedeutendste neugotische Kirchenbau Tirols, erbaut 1882–1884 durch die Firma Johann Huter nach Plänen des Wiener Dombaumeisters Friedrich von Schmidt. Der dreischiffige Bau mit Kreuzrippengewölbe über Achteckpfeilern birgt eine weitgehend unversehrt erhaltene historistische Ausstattung, deren Gesamteindruck



Abb. 40: Meran, Pfarrkirche hl. Nikolaus, historistische Bodenplatten der Wienerberger Ziegeleien. Foto: Reinhard Rampold.

durch den Boden komplettiert wird. Die Fliesen wurden nach einem Entwurf Schmidts in den Jahren 1882–1885 verlegt<sup>52</sup> und erinnern an aufgelegte Teppiche, die durch Bordüren eingefasst werden und als Grundmuster stilisierte Kreuzblumen zeigen.

Aus derselben Zeit datiert auch der ornamental angelegte Fliesenboden der in mehreren Bauetappen entstandenen mittelalterlichen Pfarrkirche von Meran, die in den Jahren 1882–1890, ebenfalls nach Plänen des Wiener Dombaumeisters Friedrich von Schmid, regotisiert wurde.<sup>53</sup> Das aufwendige Muster zeigt auf die Spitze gestellte verschlungene rechteckige Friese, die quadratische Felder mit vegetabilem Dekor rahmen.

Weitgehend erhalten hat sich ein Boden der Wienerberger Ziegeleien auch in der Pfarrkirche von Kastelruth, einem in den Jahren 1846 bis 1849 errichteten klassizistischen Bau, der wohl im Zuge der historistischen Ausmalung durch den Künstler Jonas Ranter in den Jahren 1894 bis 1899 einen ornamentalen Fliesenboden erhielt.

<sup>50</sup> Stadt Wien: Wienerberger Ziegelfabrik, url: [https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Wienerberger\\_Ziegelfabrik](https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Wienerberger_Ziegelfabrik) (Zugriff: 25.10.2018).

<sup>51</sup> Schmid, Karin: Herz-Jesu-Kirche und Kloster der Redemptoristen, in: Bundesdenkmalamt (Hg.): Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck. Teil 1: Innere Stadtteile (= Österreichische Kunsttopographie LII), Wien 1994, S. 419.

<sup>52</sup> Palme-Comploy, Waltraud: Pfarrkirche St. Nikolaus und Friedhof, in: Bundesdenkmalamt (Hg.): Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck. Teil 1: Innere Stadtteile (Österreichische Kunsttopographie LII), Wien 1994, S. 112.

<sup>53</sup> Freundlicher Hinweis von Landeskonservator i. R. Dr. Helmut Stampfer, Völs am Schlern.



Abb. 41: Tramin, Pfarrkirche hl. Quiricus und Julitta, historistische Bodenplatten der Wienerberger Ziegeleien. Foto: Reinhard Rampold.

Einen besonders dekorativen Boden aus Wienerberger Platten besitzt die 1911 unter Einbeziehung des hochgotischen Chores im neugotischen Stil neu erbaute dreischiffige Pfarrkirche von Tramin. Obwohl der seinerzeitige Pfarrer in seinem Protokollbuch vermerkte: „Zur Ausfindigmachung eines geeigneten Bodenmusters soll die Pfarrkirche von Kastelruth besichtigt werden“, diente schließlich der Boden der Wiener Votivkirche als Vorbild für Tramin, der ebenfalls von den Wienerberger Ziegeleien geliefert wurde.<sup>54</sup> Die mit unterschiedlichen geometrischen Mustern versehenen Bodenplatten (Vierpässe und übereinander gelegte Quadrate) sind im diagonalen Schachbrettverband verlegt und werden durch ornamental gestaltete Bordüren eingefasst.

## ZEMENTPLATTEN

Die kostengünstigste Variante eines manufakturmäßig hergestellten Bodens waren in unterschiedlichen geometrischen Formen und Farben gegossene Zementplatten, die teilweise sogar vor Ort hergestellt wurden. Dazu wurde die farblich pigmentierte Zementmischung in die entsprechenden Modelle gegossen und nach erfolgter Trocknung im Mörtelbett

verlegt. Beliebte Formate waren quadratische Platten, die im diagonalen Verband verlegt wurden oder sechseckige Platten, zwischen die kleine quadratische Platten eingesetzt wurden. Neben glatten Oberflächen finden sich bei Zementplatten auch Wabenmuster, die von einem Fries eingefasst werden.

Den Versuch mittels der billigeren Zementplatten einen kostspieligeren Marmorboden vorzutauschen, zeigt der Boden in der im Kern gotischen, ab 1741 barockisierten Pfarrkirche von Sistrans, deren Stuckmarmoraltäre in einem Zeitraum von über 30 Jahren von heimischen Künstlern geschaffen wurden. Der farblich auf den Stuckmarmor abgestimmte Boden aus beige, roten und schwarzen Zementplatten zeigt sechseckige Platten, Rauten und Sterne im wechselnden Farbenspiel und komplettiert so harmonisch das Raumkonzept.

Über einen Boden aus sechseckigen Zementplatten mit Wabenmuster verfügte auch die in den Jahren 1890/91 nach Plänen von Josef Huter unter Einbeziehung des gotischen Turmes neu erbaute Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Untermieming, eine dreischiffige Hallenkirche, deren historistische Ausstattung im Zuge der vorletzten Kirchenrestaurierung purifiziert wurde. Ziel der in den Jahren 2003–2005 durchgeführten Gesamtrestaurierung war die weitgehende Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes, zu dem auch der neue Boden gehörte. Da die optisch störenden weiß/schwarzen, diagonal verlegten Marmorplatten aufgrund der durchgeführten archäologischen Grabung ohnehin entfernt wurden, entschloss man sich zur Rekonstruktion der Zementplatten, die von einer Gruppe engagierter älterer Männer unter fachlicher Beratung der Firma Röfix selbst hergestellt wurden.

Ein ähnlicher Boden befindet sich auch in der 1846/47 in neuromanischen Formen erbauten Pfarrkirche zu den Heiligen Drei Königen in Nassereith, einem stattlichen dreischiffigen Saalraum mit einheitlicher nazarenischer Ausstattung, wo beige quadratische Platten mit abgeschrägten Ecken mit kleinen roten Quadraten kombiniert wurden.

<sup>54</sup> Parteli, Othmar: Kostbare Bodenplatten von Wienerberger, in: Der Schlern, Heft 10/11, Jg. 85, 100 Jahre Pfarrkirche Tramin, Bozen 2011, S. 172f.

Aufwendiger zeigt sich die Bodengestaltung in der 1895 als neoromanische Basilika errichteten Pfarrkirche zum hl. Martin in Innervillgraten, wo achteckige beige und ziegelrote Platten ornamental (als Fries entlang der Bankblöcke oder als Rosetten in der Mittelachse) verlegt wurden. Ein noch unerfülltes denkmalpflegerisches Desideratum stellt die Rekonstruktion des ursprünglichen Bodens in der 1896–1901 in neugotischen Formen erbauten Wallfahrtskirche Maria Locherboden in der Gemeinde Mötz dar, deren originale rote und hellgraue Zementplatten mit Randfries und achteckigem Mittelfeld mit Wabenmuster sowie Kreisen in den Ecken dem Unverständnis der vorletzten Kirchenrestaurierung Anfang der 1970er Jahre zum Opfer fiel. Dieselben Zementplatten, beige und schwarz gefärbt, wurden um 1900 auch im Kreuzgang der bereits erwähnten Zisterzienserabtei Stams verlegt. Der Boden zeigt ein Schachbrettmuster im diagonalen Verband, die Rahmung erfolgt durch schwarze Platten.

## HOLZBÖDEN

Seit dem Mittelalter wurden in Tirol auch die heimischen Hölzer für Böden verwendet. Die einfachste Form ist der Dielenboden, gefolgt vom Felderboden und ornamental gestalteten Schmuckfußböden (Intarsienböden oder Marketerie). Zu den ältesten Formen der Holzböden zählt auch das Holzstückpflaster, bei dem die Stämme quer zur Faser geschnitten und die so entstandenen Holzklötze als Pflastersteine verwendet wurden.<sup>55</sup> Für einfachere Böden wurde meist Fichtenholz verwendet, Schwellen und Felderrahmungen in der Regel jedoch aus Lärchenholz ausgeführt. Bei aufwendigeren Bodengestaltungen griff man auch auf Nussholz und heimische Obstgehölze zurück. Um das Holz gegen die aufsteigende Feuchtigkeit zu schützen, wurden die einfachen Dielenböden auf sogenannte Polsterhölzer genagelt, die auf einer Schicht aus Lehm,

Sand oder Kies verlegt wurden. Entwicklungsgeschichtlich der nächste Schritt war die Verlegung eines Blindbodens, bei dem sägeraue Bretter auf Polsterhölzer genagelt wurden, wodurch man mehr Stabilität erreichte und auch kleinere Formate mit einem kompakten Fugenbild verlegen konnte.

Dielenböden und frühe Parkettböden waren meist nicht beschichtet sondern nur abgezogen, geglättet oder mit feinem Sand poliert. Repräsentative und stärker beanspruchte Böden wurden zum Schutz der Oberfläche mit Ölen oder Harzen behandelt, in der Blütezeit der Parketherstellung kamen vermehrt auch Wachse, Leinöle und Harze zur Anwendung.<sup>56</sup>

Einfache Holzdielenböden finden sich in Tiroler Kirchen und Klöstern seit dem 17. Jahrhundert, ab der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ist eine Felderteilung verbreitet. Ein seltenes Dokument einer Holzboden-Unterkonstruktion fand sich im Jahr 2007 anlässlich der Innenrestaurierung der 1773 unter dem Einfluss der Götzner Bauschule neu errichteten Pfarrkirche zum hl. Jakobus dem Älteren in der Gemeinde St. Anton am Arlberg, wo im Zuge einer archäologischen Grabung ein passgenau verlegter bauzeitlicher barocker Steinplattenunterboden gefunden wurde.

Ein einfacher Felderboden aus dem Barock hat sich z. B. im Jagdzimmer in Stift Wilten erhalten, dessen mit Leinwand bespannte Wände 1712 vom Innsbrucker Maler Kaspar Waldmann mit Jagdszenen und reichen Dekorationen bemalt wurden. Der diagonal verlegte Boden setzt sich aus kurzen, unterschiedlich breiten Dielen zusammen und unterstreicht so die kraftvoll-rustikale Note des von Jagdgesellschaften genutzten Raumes.

Noch original erhalten hat sich der bauzeitliche Boden auch in der 1775/78 von Baumeister Franz Singer errichteten Pfarrkirche zum hl. Magnus in Ranggen, einem als Raumabfolge konzipierten spätbarocken Saalraum, der stilistisch an der Wende vom Rokoko zum Klassizismus steht. Während das Langhaus noch einen einfachen, diagonal

<sup>55</sup> Bundesdenkmalamt (Hg.): PARKETTböden. Kartause Mauerbach, Wien 2018, S. 8.

<sup>56</sup> Bundesdenkmalamt (Hg.): PARKETTböden (wie Anm. 55), S. 17.



Abb. 42: Ranggen, Pfarrkirche hl. Magnus, Holzfelderboden mit Sternmotiv. Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 43: Innsbruck, Stift Wilten, Altmutterzimmer, biedermeierlicher Intarsienboden mit Sternmotiv. Foto: Reinhard Rampold.

verlegten Felderboden mit Lärchenfriesen und Fichtenfüllungen aufweist, wird der Boden im Presbyterium durch das Einsetzen eines rechteckig gerahmten Feldes mit Kreuzteilung (Kreuzparkett) besonders hervorgehoben. Einen zusätzlichen Akzent setzen auch der kreisförmig gerahmte vielzackige Stern (aus Nuss- und Eschen- oder Ahornholz) unmittelbar nach der Chorstufe und das Rechteckfeld mit den Symbolen für Glaube, Liebe und Hoffnung in der obersten Altarstufe.

Einen historischen Holzfelderboden besitzt auch die Pfarrkirche zur hl. Margaretha in Flurling, ein architektonisch schlichter Saalraum, der 1836 durch den Anbau eines neuen Langhauses eine Richtungsänderung erfuhr. Im heutigen Chor, dem Langhaus der gotischen Kirche, findet sich ein diagonal verlegter Holzfelderboden mit Lärchenfriesen und Fichtenfüllungen.

Das bei Natursteinböden beliebte Motiv des zentralen Sternes findet sich auch in der Pfarrkirche zum hl. Nikolaus in Reith bei Seefeld, einem schlichten, 1832 erbauten, 1892/95 nach einem Brand wiederhergestellten Saalbau mit Jugendstilausmalung. Der Boden im Langhaus wird aus diagonal verlegten Fichtentafeln mit Lärchenrahmung gebildet, die

Mittelachse akzentuiert ein mehrschichtiger, rechteckig gerahmter intarsierter Stern.

Zu den frühesten Beispielen eines furnierten hölzernen Intarsienbodens, Marketerie genannt, zählt der Boden des Fürstenschörleins in der Innsbrucker Hofkirche zum hl. Kreuz, der rechteckig gerahmten geometrischen und vegetabilen Dekor zeigt und in das Jahr 1571 datiert wird. Im 19. Jahrhundert wurde der historische Boden kopiert und schützt heute den darunter befindlichen Originalboden aus Nuss-, Birken- und Eichenholz.

Aus dem Biedermeier<sup>57</sup> datiert der intarsierte Holzfußboden im Altmutteraal des Stiftes Wilten, dessen mit Wandbespannungen versehene Wände 1814 von Jakob Plazidus Altmutter mit illusionistischen Landschaftsausblenden bemalt wurden. Der aus verschiedenfarbigen Hölzern bestehende Boden wird durch Friese in langrechteckige Felder geteilt, die ein quadratisches Mittelfeld rahmen. Die Felder zeigen ein perspektivisch angelegtes diagonales Gittermuster, das Mittelfeld eine durch einen Zackenfries und eine Perlschnur gerahmte Blütenrosette.

Ein weiteres Beispiel eines Holzintarsienbodens ziert die Hauskapelle im Riss-Schlössl in Flurling, einem im Kern

<sup>57</sup> Caramelle: Barock im Stift Wilten (wie Anm. 41), S. 209f.

gotischen, 1868 umgebauten Saalraum mit Flachdecke und einheitlicher historistischer Ausstattung. Der Boden wird durch ein Raster aus unterschiedlich großen rechteckigen Fichtenholzfeldern gegliedert, die geometrische und ornamentale Intarsien (Rechtecke, Rauten, stilisierte Blüten) aus verschiedenfarbigen helleren und dunkleren Intarsien aus Hartholz (Nuss oder Zwetschke) zeigen. Die doppelte Hochaltarstufe ist an der Trittstufe mit einem Wellenband verziert, das oberste Feld mit einer Rosette und Blattranken. Die stilistisch entsprechenden Bänke haben ornamental ausgeschnittene Rückenlehnen.

Der kurze Überblick zeigt die große Vielfalt historischer Böden in Tiroler Sakralbauten. Die vielen verschiedenen Materialien und die unterschiedlichsten künstlerischen Gestaltungen legen Zeugnis ab von der materialtechnischen und stilistischen Entwicklung vom frühen Mittelalter bis in die Epoche des Historismus. Als integrierender Bestandteil künstlerischer Ausstattungskonzepte verdienen historische Böden denselben respektvollen Umgang wie Stuckaturen, Wandmalereien, bildhauerische Ausstattungen und Gemälde, um als kulturgeschichtliches Dokument für die Nachwelt erhalten zu bleiben.